H. Misc
f 1d Arndt

Ios. Axmann del. et sc.

Menschenhandel an der Sklavenküste.

76.D

Rückblicke

auf

die neuesten Ereignisse unserer Zeit.

Bruchstücke

politischen, historischen und statistischen Inhalts,

für

gebildete Leser.

Gesammelt

von

J. W. Arndt.

Pesth, bey Joseph Müller, Buchhändler.

Wien,

Joseph Benedikt'sche Buchhandlung.
(In Commission.)

76. D.

Bayerische Staatsbibliothek München

Murats letztes Auftreten.

Joachim Murat flüchtete im May 1815, als die siegreichen Waffen Oesterreichs den Thron von Neapel dem rechtmäßigen Fürsten wiedergegeben hatten, aus Neapel, und suchte in Frankreich einen Zufluchtsort, wo die Erscheinung Napoleons sein Herz mit neuen Hoffnungen erfüllte. — Nach der Schlacht von Waterloo blieb Murat in der Provence, weniger in der Absicht, allda Sicherheit zu finden, als die Unordnung unter den Einwohnern dieser Departemente zu vermehren, und Bürgerkrieg anzufachen. Die Fortschritte der verbündeten Waffen, und die Ergebenheit der Städte Toulon und Marseille für ihren rechtmäßigen Monarchen, zwangen Murat, Frankreich zu verlassen. Er begab sich nach Corsica, und wurde von dem Maire von Vescovato, Colonna Ceccaldi, aufgenommen. Die Polizey von Neapel, die ihn während seines Aufenthalts in Frankreich nicht aus den Augen verlor, folgte

ihm auch, als er die französische Küste verließ. — Die Erscheinung dieses Flüchtlings machte den Militär-Commandanten von Corsica aufmerksam und wachsam, und bald überzeugte er sich, daß der neue Gast daselbst neue Ränke schmieden wollte. Vescovato wurde das Hauptquartier aller der Corsen, die unter Murat in Neapel gedient hatten. Er hatte die Absicht, Bastia zu überfallen, und so mit Verletzung des Völkerrechts die Ruhe der Insel zu stören, die sich der Herrschaft der Bourbons bereits friedlich unterworfen hatte. Am 15. September enthüllte ein Aufruf des Commandanten dieser Militär-Division, Ritter Verrier, das Geheimniß des Flüchtlings den getäuschten Einwohnern, und erklärte Alle, die von Murat Sold empfingen, als Verräther und Rebellen. Jetzt flüchtete sich dieser nach Ajaccio, wohin ihm ungefähr 600 Mann folgten. — Indessen hatte die Großmuth Oesterreichs diesem Manne einen Zufluchtsort und Schutz angebothen, wenn er in den österreichischen Staaten mit seiner Familie, welche sich bereits in Haimburg befand, einen Aufenthaltsort wählen und ruhig als Privatmann leben wollte; eine englische Fregatte war bestimmt, ihn von Corsica nach Triest zu bringen. — Man stand in Erwartung des Erfolgs, als Murat in der Nacht vom 28. September aus Ajaccio entfloh. Ohne

Zweifel mochte jenes Anerbiethen seinen früher gefaßten Entschluß erschüttert haben, aber die ihn umgebenden Abentheurer wußten ihn sehr bald wieder umzustimmen, versicherten ihn, er brauche sich nur in Calabrien zu zeigen, um eine Menge Anhänger zu finden; versetzten seine besten Diamanten, und schifften sich ohne weitere Rücksicht mit ihm ein.

Obgleich gewisse Plane schlechterdings romanesk erscheinen, so hatte die neapolitanische Regierung doch eine Kreuzfahrt von leichten Schiffen angeordnet, um die Küsten des Reichs zu bewachen, so, daß eine Linie von Gaeta bis Montecircello, eine andere von Campanella bis zum Faro, und eine dritte vom Capp dell' Armi bis zum jonischen Meere aufgestellt war. Der Erfolg lehrte, wie weise diese Vorsicht war. Am 8. October Mittags, landete Murat mit zwey Fahrzeugen zu Pizzo, im jenseitigen Calabrien, und stieg sogleich mit 30 Personen, worunter der General Franceschetti und Marschall Natoli waren, an das Land. Er begab sich auf den Marktplatz, und suchte durch das Geschrey: „Ich bin euer König Joachim Murat! ihr müßt mich kennen;" das Volk zu einem Bürgerkriege aufzureitzen. Vergebens wandte sich Murat an einige Legionärs mit dem Verlangen, daß sie Apell schlagen sollten, um sich mit ihm zu vereinigen,

ihm zu folgen, die königliche Fahne, die auf dem dortigen Fort wehte, herab zu reißen, und die, welche er mit sich gebracht hatte, dafür aufzustecken. Es trat zwar ein Augenblick der Ungewißheit ein, in Pizzo lag kein Militär, aber die Bauern in den umliegenden Dörfern, griffen auf die Nachricht von seiner Landung zu den Waffen, suchten sich der Anhöhen zu bemächtigen, und dem außerordentlichen, kaum glaublichen Ereignisse zu begegnen. Murat, der dieß merkte, schlug eilends mit den Seinigen die obere Straße ein, er war aber kaum einige Schritte außerhalb Pizzo, als Flintenschüsse von den Anhöhen herab, ihn nöthigten, über steile Felsen nach dem Ufer zurück zu eilen, um sich wieder einzuschiffen. Von wenigen seiner Gesellen begleitet, (denn die übrigen hatten sich in den Thälern versteckt) aber von dem lebhaften Feuer auf allen Puncten verfolgt, gelangte er an die Küste, aber seine Fahrzeuge waren davon gefahren. Zufällig fand er einen Kahn, und er wollte sich eben den Wellen damit anvertrauen, als er durch einen Gensd'armerie-Hauptmann, Nahmens Trentacapelli, der früher durch Murat einen Bruder verloren hatte, gefangen wurde. Seine Begleiter, 28 an der Zahl, lauter Corsen, wurden hierauf gleichfalls, alle mit den Waffen in der Hand ergriffen, und

in das Fort Pizzo gebracht. Der General Franceschetti und 7 andere waren verwundet, ein Capitän, Nahmens Perlaze, getödtet.

Einen unglücklicheren Landungsort hätte Murat nicht wählen können, als Pizzo, wo seine Regierung so verhaßt war, daß der racheschnaubende Pöbel sich nach seiner Gefangennehmung jede Mißhandlung erlaubte; ein Bauer soll ihn mit dem Knittel auf dem Marktplatz von Pizzo dergestalt auf den Kopf geschlagen haben, daß er sinnlos zu Boden stürzte, ein Weib riß ihm mit fürchterlicher Wuth den rechten Backenbart aus. Die gegen ihn niedergesetzte Militär-Commission bestand aus dem Präsidenten, Joseph Fasulo, General-Adjudanten, und 6 Richtern, einem Referenten und einem Secretär; sie versammelte sich am 13. October 1815 um 10 Uhr Vormittags, im Schlosse von Pizzo, und fällte Nachmittags um 3 Uhr das Todesurtheil.

In dem Verhör erklärte Murat: er habe am 28. September mit den Seinigen Ajaccio verlassen, um nach Triest zu segeln, von wo er zu seiner Familie habe gehen wollen, ein Sturm habe ihn aber genöthigt, an dieser Küste zu landen, um frische Lebensmittel einzunehmen, und sein enges übel zugerichtetes Fahrzeug gegen ein geräumigeres zu vertauschen. Wie ungegründet übrigens diese Aussage war, beweisen die bey

den Verhafteten gefundenen Papiere, eine Proclamation an die Neapolitaner, und sogenannte Decrete vom 25. und 27. September, in denen er sich den Titel eines „Königs beyder Sicilien" beylegt, und zweyen seiner Anhänger, Militär-Beförderungen und Ehrenstellen verleiht. Er schiffte mit 200 Bewaffneten und einigen und 30 Offizieren sich auf 6 Gondolinen ein, und nahm auf 8 Tage Lebensmittel mit; diese Fahrzeuge wurden aber durch einen Sturm in der Nacht vom 30. September zum 1. October getrennt, 4 fielen in die Hände der neapolitanischen Regierung, und auch die beyden Barken, welche ihn an das Land gesetzt hatten, und nachher an den Küsten herumschwärmten, wurden am 10. October genommen.

Uebrigens sollte man glauben, Murat sey wahnsinnig gewesen, als er sich zu einem Unternehmen entschloß, dessen Gelingen unmöglich war. Er täuschte sich durchaus, wenn er sich Buonapartes Landung in der Provence zum Vorbild nahm. Gerade, was jenen auf den Thron hob, die Gunst der Soldaten, fehlte ihm durchaus. Längst in ihrer Heimath, wünschten sie wohl nichts weniger, als sich wieder unter Fahnen zu stellen, die sie im letzten Feldzuge so eilfertig verließen. Die ganze Volksmasse ist aber dem König Ferdinand IV. entschieden ergeben. Murats

Anhang bestand daher fast nur aus einigen zerstreuten Unzufriedenen, meistens vormahligen Angestellten, und aus Offizieren der aufgelösten Armee, deren Kräfte aber nie zu einer Staatsumwälzung hinreichen. Erwägt man nun noch, daß in Neapel 10,000 österreichische, und eben so viel sicilianische Linientruppen auf jeden Wink zur Vertheidigung der Regierung bereit waren, so wird es immer unbegreiflicher, wie Murat mit einer Handvoll Leute den abentheuerlichen Streich wagen konnte.

Ein Augenzeuge seiner Hinrichtung erzählt: daß sich Murat nach Anhörung seines Todesurtheils am 13. October einige Stunden mit Schreiben beschäftigte; hierauf verlangte er eine Scheere, um sich Haare abzuschneiden, die er in den Brief an seine Gattinn legen wollte; sie wurde ihm aber verweigert, so wie sein zweytes Gesuch, den Grenadieren seiner ehemahligen Garde, wovon sich ein kleines Detaschement in Pizzo befand, zu erlauben, die Execution an ihm zu vollziehen. Abends um 6 Uhr ging dieselbe nach seinem Wunsche, in dem großen Saale des Commandantenhauses vor sich. Er trat mit verbundenem Gesichte, wegen der vielen Wunden, die er vom Volke erhalten hatte, doch mit offenen Augen, in den Saal. An der Thüre standen 12 Sicilianer mit geladenen Gewehren, wahrscheinlich

um auf Murat während seines Eintritts zu zielen. Er bemerkte dieß, nahm von dem ihn begleitenden Geistlichen Abschied, trat schnell in die Mitte des Saales, öffnete die Brust, und rief: Feuer! Er sank augenblicklich von 8 Kugeln getroffen; worauf man das herbeygeströmte Volk hinein ließ, um sich von der Wirklichkeit seiner Person zu überzeugen.

Obschon Murats strafbare Absichten, den Fuß wieder auf neapolitanischen Boden zu setzen, und das Königreich von Neuem zu revolutioniren, beym ersten Anblick einem Hirngespinnste gleicht, so liegt dieser Plan gewiß tiefer, und hat schon lange die Aufmerksamkeit der Polizey auf sich gezogen, indeß liegt über alle dem noch ein dunkler Schleyer.

Man versichert, der König, dessen gutes Herz bekannt ist, habe sich lange geweigert, das Todesurtheil zu unterzeichnen, allein mehrere seiner Minister hatten ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, daß Murat als Opfer für die Ruhe eines ganzen Landes, die Vermeidung bürgerlicher Zwistigkeiten, die Feststellung eines rechtmäßigen Thrones, die Wiederheiligung lange verkannter Grundsätze, falle.

Murat hatte Muth in seinen letzten Augenblicken gezeigt, und den Tod mit Anstand und Entschlossenheit erlitten; — indeß wird in Zeiten

großer Umwälzungen und Blutvergießens Jeder gleichgültiger gegen das Leben, und die Letzte der Tugenden, die den unter den Kaisern ausgearteten und bis in das Mark verderbten Römern übrig geblieben, war nach der Bemerkung eines Geschichtschreibers, die Kunst zu sterben.

General Porlier.

Der General Juan Diez de Porlier, welcher am 3. October 1815 zu Corunna gehängt wurde, ist aus den canarischen Inseln gebürtig, ungefähr 30 Jahre alt, klein, und Neffe des ehemahligen Marquis von Banamar. Er machte die Schlacht von Trafalgar mit, und im letzten Kriege gegen Buonapartes Tyranney, spielte er mit viel Glück als Oberst eines Guerillas-Corps, den kleinen Krieg, worin er Wunder der Tapferkeit zeigte. Sein Corps wurde immer stärker, und wuchs zu einer Division an. Sein Rückzug von Santander erhob seinen Kriegsruhm; er wurde zum General-Major, und Marechal de Camp ernannt.

Als Mitglied der Liberales, höchst unzufrieden mit der Regierungsform Ferdinands, wiegelte er die Truppen von Corunna auf, machte am 19. September 1815 einen Aufstand gegen die Behörden, publicirte die Verfassung der sogenannten außerordentlichen Cortes, und ließ den General-Capitän, den Gouverneur und Intendanten verhaften, ohne daß das Volk in dieser Stadt, hieran Theil nahm. Vier Tage hielt Porlier Corunna, Ferrol und Bantagos besetzt, und organisirte da eine Regierung. Zu Santjago bildete sich indeß gegen ihn eine Opposition. Er marschirte mit seiner ganzen Macht dahin, nicht, sowohl um die dortigen, ihm durch die Mönche abgeneigt gemachten Truppen zu gewinnen, als vielmehr 600,000 Fanegas Korn, die als Ertrag des dießjährigen Zehnten daselbst angekommen waren, wegzunehmen.

Porlier scheint auf Beystand und auf Theilnahme der seit lange nicht bezahlten Armee gerechnet, übrigens aber seinen Plan nicht kalt genug combinirt zu haben; ohne Zweifel dehnte sich sein Unternehmen auf einige Theile Westgaliziens aus; er hatte als Präsident der Provinzial-Junta des Königreichs Galizien, und General-Commandant des Innern des Königreichs, ein Manifest an die spanische Nation erlassen, seine Truppen verließen ihn aber, sobald

es bey Santjago mit dem Corps des General Pesco zum Gefecht kommen sollte; er und 22 seiner Officiere wurden gefangen. Kaum verbreitete sich diese Nachricht in Corunna, so entflohen die als Besatzung zurück gelassenen 300 Mann, und die Gegen-Revolution begann; der General-Capitán und der Gouverneur wurden in Freyheit gesetzt, und die Liberales in die Gefängnisse geschleppt, einige sogleich aufgeknüpft. Der Tumult an diesem Tage, den 23. September, war schrecklich, die Fisch- und Marktweiber zogen durch die Straßen, einige mit Trommlern und Trompetern vor sich her, andere mit religiösen Gegenständen, alle mit dem Geschrey: Es lebe der König und die Religion! Jeder mußte den Hut abnehmen, und in das Geschrey einstimmen. Abends war die Stadt erleuchtet, und der Fantango an mehreren Orten getanzt; die Mönche, deren Kloster Porlier besetzen ließ, erschienen wieder auf der Straße. Am 26. wurde Porlier gefangen in Corunna eingebracht, und einem zusammen berufenen Kriegsgerichte übergeben, das ihn zum Strange verurtheilte. — So endete ein Mann, der unter andern Verhältnissen vielleicht das Glück seines Vaterlandes gemacht haben würde, denn er hatte einen edlen Charakter, viel Kraft und Gegenwart des Geistes. Er war mit der

einzigen Tochter der Marquise Martarossa vermählt, und lebte in einer sehr glücklichen Ehe mit ihr. Er schrieb in seiner letzten Stunde einen Brief an sie, worin er sie über sein Schicksal zu trösten suchte, der aber seinen Zweck nicht erreichte, denn die zärtliche Gattinn tödtete der Gram nach wenigen Wochen.

In seinem letzten Willen verlangte er: daß sein Leichnam, und das von seinen letzten Thränen befeuchtete Taschentuch seiner Frau in einem verschlossenen Sarge zugestellt werden solle, damit er, wenn die Umstände es erlaubten, in ein Grab käme, das folgende Aufschrift führe:

„Hier ruht die Asche des Don Juan Diez de Porlier, Generals der spanischen Armeen, der in allen Unternehmungen gegen die Feinde seines Vaterlandes glücklich war, und als ein Opfer des Bürgerzwistes fiel.“

Gemählde von Paris.

Gewöhnlich sind unsere Erwartungen größer, als man es nachher findet. Bey Paris bleibt unsere Einbildungskraft hinter der Wahrheit zurück. Kein Panorama gibt es so schön, als es ist. Ist man Abends zwischen 7 und 10 Uhr auf den Boulevards, so hat man den höchsten Lebensgenuß, der denkbar ist. Man sitzt oder geht zwischen 10,000 schönen Weibern und 20,000 geputzten Herren. Die Beleuchtung ist bezaubernd an den Kaffehhäusern, die Luft in diesen August-Abenden unter den schönen Linden ist herrlich. In den Straßen rollen die Wägen auf und ab, und in den Trottoirs, deren Alleen oben wie Laubengänge zusammen grenzen und vom Schimmer der Lampen erleuchtet sind, wogen unabsehbare Massen in den, eine Stunde langen, Boulevards auf und ab. Alle 50 bis 100 Schritte trifft man auf Spiele, Musik, kleine Theater, und sollten es Hundekomödien seyn.

Besteigt man vollends die Vendome = Säule, dann schwindet die Welt vor unsern Blicken. Dieser steinerne Kegel von ungefähr 150 Schuh Höhe, mit einer Wendel = Treppe von 178 Stufen, ragt über ganz Paris hervor, und ist für Paris, was Wien sein Stephansthurm ist; nur, daß man hier auf der höchsten Höhe eine Gallerie hat. Das ist ein Meer von Häusern, eine Unendlichkeit der Aussicht; die Erde verliert sich hier in den Himmel. Dieser, mit einer Rinde von eroberten Metall umgurtete Kegel ist wirklich eine grosse Zierde für Paris, und wird ihm daher wohl nicht entrissen werden.

Tivoli ist jetzt zu Paris der Ort, wo alles, was Geld hat, hinströmt, und wo man die schöne Welt von Paris, die fremden Offiziere rc. zusammen sieht. Die Vorfeyer des Ludwigsfestes (am 24. August) sollte außerordentlich seyn, und war es. Denn nicht immer gelingen die dortigen Anstalten so ganz. Tivoli selbst ist ein Garten im Umfang von Paris, in der Vorstadt Montmartre, auf einer sanften Anhöhe gelegen, von wo man aus verschiedenen Balkons, die aus den Esplanaden und Alleen vortreten, die nahe Stadt überschauen kann. Man tritt durch einen Laubengang ein, der Abends zwischen 7 und 8 Uhr, wo man sich dort gewöhnlich erst einfindet; illuminirt ist; weiter oben empfangen

den Eintretenden Chöre von Musik, die von Gebüsch verhüllt, oder auf kleinen Erhöhungen zur Seite angebracht sind; man geht an Boutiken vorüber, in die man durch ein Glas sieht, und darin herrliche Parthien der Schweitz, Englands rc. erleuchtet erblickt; wendet sich dann links, wo der Hauptgang guirlandenartig und sehr schön erleuchtet erscheint, an dessen Ende ein Spiegel die Beleuchtung verdoppelt. Links von diesem Gange ist ein freyer Platz, wo der Luftballon befestigt ist, gefüllt wird, und auf dem man sich einfindet, wenn das Zeichen zu seinem Steigen gegeben wird. Rechts findet sich ein groses planirtes Oblongum, auf welchem die Vorrichtung zu Seiltänzerey, die Orchesters der Conzert- und Tanzmusik, und die Gestelle zum Abbrennen des Feuerwerks, auch ein kleines Theater rc., so wie die Tribune für den Grimacier, den Mechanicien rc. angebracht sind. Alle diese verschiedenen Dinge unterhalten nun das Publikum von 7 bis 12 Uhr. Anfangs promenirt man, bis sichs füllt; dann ist Conzert, d. h. die Anwesenden setzen sich um ein Orchester, was sich eine Viertelstunde hören läßt, und dessen Personale sich dann auf das andere Orchester begibt, um dort Tanz-Musik zu machen, wo dann sich bald Liebhaber finden, die Quadrillen tanzen und auch walzen, und das dauert

so mit Conzert und Tanz = Musik bis gegen 10 Uhr fort. Auffallend war Jedermann, unter den Tanzenden, einen sehr flinken Tänzer mit einem Fuß zu finden, einen französischen Offizier, der in einem früheren Kriege den einen Fuß verloren hat, und nun einen steifen eisernen oder hölzernen Stock, unten mit einem Knopf angeschraubt hat. Er walzt nicht nur vortrefflich, sondern macht die französischen pas und pas ecossais vortrefflich. So kann sich der Mensch über das Unglück erheben, und selbst darüber lustig machen. Nach 10 Uhr beginnen die Seiltänzereyen und einige Damen und Herren bewegten sich so darauf, als wenn sie darauf geboren worden wären. Man kündigte das Steigen des Ballons an. Da begibt sich dann die ganze Gesellschaft hin, ihre Sesseln nicht vergessend mit sich zu tragen, und nach einer Viertelstunde Geduld, flog der Ballon auf, ein Herr mit einer weißen Fahne mit den Lilien in der Hand, saß im Schiffchen. Bon Voyage dachte sich jeder bey dem Aufsteigen in die gestirnten Räume, und der Ballon mit seiner Menge Laternen, verlor sich unter den Sternen. Ein zweyter Ballon hatte sich drey Stunden früher von seinem Gurte los gemacht, und war für sich aufgeflogen, ein herrlicher Anblick, worüber der Unternehmer fast in Ohnmacht gefallen wäre.

Nun ging es denn an das Feuerwerk. Da verbrannte nun eine Menge Pulver in allerley Formen, wie denn das ist. Indeß der Schluß; eine Schlacht mit kleinem Gewehrfeuer und Kanonen vorstellend, und das Einschlagen eines Blitzes mit Donner, war für den Layen recht imposant. Man sieht vorher den Grimacier, der das unsinnigste Zeug von der Welt treibt, und durch ein Horn, das Guguck ruft, sein Publikum invitirt, und nachher den Mechanicier, der den Damen Ohrenbeichte hält, auch wie ein Priester gekleidet ist; — tanzt noch ein Bischen, lustwandelt im Garten, wo weisse Gestalten sich sehen lassen, und geht dann, unter dem Geräusche der nachlärmenden Stadt nach Hause. Herrlich war der Anblick des Mondes am Himmel, der nach so vielen vergänglichen Feuern still und schöner, als alle, in seinem blauen Wasser über die Stadt schwamm.

Ueber den Sclavenhandel.

Eines der wichtigsten Ereignisse, das in der Geschichte unserer Zeit rühmlich Epoche machen wird, ist ohne Zweifel die Abschaffung des, die Menschheit empörenden Sclavenhandels; der leider, mit Verläugnung aller besseren Gefühle so lange getrieben wurde. — Dem Wiener-Congreße war es vorbehalten, nach einer Reihe blutiger Kriege, die Europa von einem Ende zum andern verheerten, überall Elend und Verzweiflung mit sich führten, und erst mit dem Sturz der schmachvollsten Tyranney endeten — die Menschenrechte der unglücklichen Neger in Schutz zu nehmen und geltend zu machen. — Es mußten große sühnende Resultate nach so ungeheuren Strömen unschuldig vergossenen Blutes hervorgehen, gewiß aber konnte keines derselben unserm Jahrhunderte zu größerer Ehre gereichen.

Vielleicht kennt ein bedeutender Theil unserer Leser das Abscheuliche dieses Menschenhandels

noch nicht seinem ganzen Umfange nach, wir wollen uns daher bemühen, einige Ansichten darüber zu eröffnen.

Daß es bereits in den ältesten Zeiten, so weit unsere Geschichte hinauf reicht, Sclaven oder leibeigene Knechte und Mägde gab, die man wie eine Waare kaufen oder verkaufen konnte, wissen wir schon aus der mosaischen Geschichte der Erzväter. — Ueber den Ursprung, der das Menschengefühl empörenden Leibeigenschaft, wollen wir uns hier nicht weiter einlassen, als um im Vorbeygehen anzumerken, daß zwar der Gebrauch schon uralt ist, Kriegsgefangene und Besiegte, Einwohner eroberter Länder, zu Sclaven zu machen, und daß wohl schon früher auf diese Weise die meisten Leibeigenen gewonnen worden sind; daß aber wahrscheinlich noch früher die väterliche und richterliche Gewalt den Zustand der Leibeigenschaft herbeygeführt haben, wovon wir noch jetzt Beyspiele genug finden.

Schon in den ältesten Zeiten wurden hauptsächlich Neger als Sclaven verkauft. Der Negerhandel ist daher schon uralt; doch wurde er ehemahls größtentheils nur allein zu Lande geführt, und noch jetzt ist Aegypten der Hauptmarkt für den Landhandel mit Negern.

Als die Portugiesen im 15. Jahrhunderte zuerst anfingen, die neuentdeckten Küsten von

Afrika zu beschiffen, raubten sie Neger, nicht sowohl aus Eigennutz, als um damit zu prahlen.

So wie man aber den Mangel tauglicher, an ein heißes Klima gewöhnter Feldarbeiter für das durch die Barbarey und den Fanatismus seiner europäischen Eroberer entvölkerte Westindien und andere Theile von Amerika zu fühlen begann, gerieth man auf den abscheulichen Gedanken, sich leibeigene Knechte aus Afrika zu verschaffen, wo Menschen lebten, die ein solches Clima und solche Arbeiten ertragen konnten. Anfangs raubte man Neger, nachmahls kaufte man sie, und so wurde nun der schändliche Negerhandel allmählich völlig organisirt.

Alle fahrenden europäischen Handels-Nationen: Portugiesen, Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer und Dänen, nahmen nun Antheil an diesem entehrenden Geschäfte, und versahen nicht nur ihre eigenen Colonien mit Negersclaven sondern verhandelten sie auch an andere Nationen, die welcher bedurften; dieses thaten hauptsächlich die Engländer!

Um desto mehr und desto wohlfeiler Sclaven zu bekommen, lehrten die Europäer die unerfahrenen Neger allerley Luxusartikel kennen, die sie ihnen gegen Menschen von ihrer Nation vertauschen. Diese Waaren sind hauptsächlich: Eisen, bunter Kattun zu Leibtüchern, Glasperlen, Ko-

rallen, und dergleichen Flitterwerk, auch kurze Krämerwaaren, Schießgewehr, Werkzeuge, und dann insbesondere Branntwein, womit die Sitten der Neger, dieser rohen Naturkinder, die sich selbst nicht zu beherrschen wissen, vollends vergiftet wurden.

Um sich nun solche hochgeschätzte Waaren, welche die Europäer, besonders Anfangs, bey den Negern in übertriebenem hohen Preise absetzten, in hinlänglicher Menge zu verschaffen, mußten Sclaven in großer Anzahl den europäischen Seelenverkäufern zugeführt werden, und so geschah es dann, daß nicht nur Schuldner, Verbrecher und Kriegsgefangene, in die Sclaverey verkauft wurden, sondern auch ganz unschuldige, freye Menschen. Der Negerdespot, der seinen Branntweintaumel verlängern wollte, verhandelte seine freyen, unschuldigen Unterthanen gegen dieses verrätherische Getränke, und der Vater seine Kinder; ja um sich Sclaven zu verschaffen, wurden feindliche Ueberfälle in benachbarte Dörfer und Länder veranstaltet, und verheerende Kriege angefacht.

Zwar ist es wahr, daß der Gebrauch, die Verbrecher und Kriegsgefangenen niederzuwürgen, wie die Vertheidiger des Negerhandels sagen, durch eben diesen Handel sehr beschränkt worden ist. Der Negermonarch, oder Sieger

verkauft lieber solche Leute, deren Leben in seiner Hand ist, um sich willkommene Luxusartikel dafür zu verschaffen, als daß er sie nutzlos hinwürgen sollte. Aber auf der einen Seite ist dieß kein Beweis, daß nicht durch die starke Nachfrage der Europäer nach Negersclaven, die Zahl derselben durch mancherley Ungerechtigkeiten vermehrt werden mußte, um so mehr, da die Preise immer stiegen, und die Europäer immer neue Waare brachten, und die Lüsternheit der Neger immer höher reitzten; und auf der andern wird der Blutdurst der Negertyrannen von den neueren Reisebeschreibern noch immer als unbefriedigt geschildert. Noch immer sind Hinrichtungen, auch wegen den geringsten Vergehungen häufig, noch immer morden schwarze Wütriche nach Herzenslust ihre schuldlosen Unterthanen und die Menschenopfer haben da, wo sie vormahls üblich waren, noch nicht aufgehört!

Es ist also einleuchtend, daß der Nutzen, den man in dieser Hinsicht dem Negerhandel zuschreiben will, hundertfältig durch den unermeßlichen und unersetzlichen Schaden, den er bringt, überwogen wird. Man bedenke nur die entsetzlichen Wirkungen, des, dadurch in beynahe ganz Afrika unter so rohen Völkern verbreiteten, Branntweins! —

Doch wir wollen unsere eigenen Ansichten durch einen Theil des Schreibens unterstützen, das der edelherzige, die Rechte der Menschheit mit so viel Wärme vertheidigende Britte, Wilberforce, an den Fürsten Talleyrand sandte:

Gnädiger Herr!

Der Krieg, der zum großen Leidwesen aller wohldenkenden Menschen, so lange zwischen Frankreich und Grosbrittanien herrschte, hat unter andern bejammernswürdigen Wirkungen, auch den gegenseitigen Austausch von Kenntnissen und nützlichen Anleitungen, die Mittheilungen der Einsichten, diesen Handel der Seelen, wenn ich mich so ausdrücken darf, verhindert, der das glückliche Erbtheil unseres gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes, und der von uns erlangten hohen Bildungsstufe ist. Ich ward lebhaft von dieser traurigen Wahrheit durchdrungen, als ich von dem, was jetzt in Frankreich vorgeht, unterrichtet ward. Ohne dieß wäre ich eben so erstaunt und betrübt gewesen, zu erfahren, daß alle Anzeigen über die Art und Wirkung des Negerhandels in Afrika, die in ganz Großbrittanien so allgemein verbreitet sind, und hier nur eine Gesinnung und nur eine Ansicht unter allen Theilen der bürgerlichen Gesellschaft hervorgebracht haben, in Frankreich so wenig bekannt wurden, und daher dort noch dieselben

irrigen Meinungen über diesen Handel obwalten, als in England, bevor man sich jene Anzeigen verschaffte.

Der Schwarzen-Handel hatte mehr als zweyhundert Jahre gedauert; er hatte im verflossenen Jahrhundert eine außerordentliche Schwungkraft bekommen, und von allen Nationen, die sich ihm ergaben, nahm England den größten Antheil daran. Als endlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand geleitet ward, wurde eine parlamentarische Untersuchung über die Art und die Folgen des Sclavenhandels angeordnet; und obgleich dieser Handel, wie zu erwarten war, unter allen Menschenklassen, die ein persönliches Interesse bey seinem Fortdauern hatten, und davon Vorurtheile und Irrthümer tief eingewurzelt waren, kräftige Vertheidiger fand, so war es doch, so bald nur der wahre Character dieses Handels öffentlich aufgedeckt war, nicht möglich, über das Schicksal desselben in Zweifel zu seyn. Alle unsere ausgezeichneten Staatsmänner, so verschieden auch ihre Ansichten über die meisten anderen Gegenstände, und über die Art, diesen Handel abzuschaffen, seyn mochten, waren einstimmig der Meinung, es sey die Pflicht der Nation, diesen abscheulichen Verkehr schleunig und auf ewig zu unterdrücken.

Das war keiner von den Fällen, wo die Stimme des großen Haufens dem übrigen Theil ein Gesetz vorschreibt; es war ganz anders. Das Volk wartete geduldig und willfährig den Ausgang der Erörterung im Parlamente ab. Allein die Thatsachen, die man hier aufdeckte, die von den ausgezeichnetesten Mitgliedern der beyden Häuser daraus gezogenen Schlüsse, wurden in allen drey Königreichen kund gemacht, und durch die natürliche Wirkung, welche sie auf den öffentlichen Geist hervorbrachten, entstand ein allgemeiner Abscheu gegen diesen Handel, der noch bis jetzt so durchgängig über die ganze Oberfläche des Reichs rege ist. Das auf diese Weise von dem Urtheile der Gesetzgeber geleitete und bekräftigte Volksgefühl, erleichterte ohne Widerrede, bedeutend eine Reform, die zu verzögern, wirkliche Schwierigkeiten, grundlose Besorgnisse, und sehr mächtiges Privatinteresse sich vereinigten.

Ein zahlreicher Verein von Kaufleuten, im Besitz unermeßlicher Kapitalien, war bey Erhaltung des Handels mit den Afrikanern interessirt. Der noch mächtigere Verein der Einwohner Westindiens trat zusammen, um den Kampf zu verlängern, und machte die größten Anstrengungen, diesen Handel zu erhalten. Die Furcht vor einer politischen Reform, die das Unglück

der Revolution erregt hatte, verlieh ihnen in diesem kritischen Umstande eine mächtige Stütze, und verschaffte ihnen die Mittel, die Verbesserung, die sie nicht mehr abwenden konnten, zu verschieben. Allein wenige Jahre reichten nachher hin, um der Sache der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, einen völligen Triumph zu verschaffen. Der Sclavenhandel ist verbothen, als Felonie erklärt, und bis auf die Todesstrafe, den strengsten Büssungen, die von den englischen Gesetzen auferlegt werden können, unterworfen worden.

Der Gang der Wahrheit und Gerechtigkeit, die Folgen der Auseinandersetzung des wahren Wesens und Wirkung des Sclavenhandels, waren der Art, daß man in dem ganzen Umfange dieses Reichs, heut zu Tage nicht einen einzigen Menschen findet, von dem dieser abscheuliche Verkehr nicht verdammt, und auf das kräftigste verworfen würde. Es gibt keinen Menschen, welcher der Schmach trotzen dürfte, dabey interessirt zu seyn: keinen, dessen Gewissen nicht von dem Verbrechen, Theil davon zu nehmen, erschreckt würde; keinen, der nicht dächte, daß er seinen Nachkommen in einem so gewonnenen Vermögen, ein mit Menschenblut beflecktes Erbtheil, und einen mit Schande gebrandmarkten Nahmen hinterlassen würde.

Es war vielleicht aus einer allzu gewissenhaften Achtung für das Privateigenthum, daß die beyden Häuser des Parlaments, eine ängstliche und langdauernde Untersuchung anordneten und fortsetzten, die jeder bedachtsame und der Ueberlegung fähige Mensch, als völlig unnütz zu seiner Ueberzeugung betrachten konnte. Unschuldige menschliche Geschöpfe in einem Theile der Welt kaufen, um sie mit Gewalt in einen andern zu entführen, und sie, getrennt von allen Gegenständen ihrer Neigung und Anhänglichkeit, dort zu einer ewigen Sclaverey verhandeln, ist eine That, die augenscheinlich den ersten Grundsätzen der Moral und der Pflichten wiederstrebt. Es hätte keiner Untersuchung bedurft, um zu beweisen, daß alle sittlichen Gesetze verlangen, auf einen solchen Handel Verzicht zu leisten.

Um den Negerhandel zu entschuldigen, hatte man indeß angeführt, und einmahl erröthete man sogar nicht, als Thatsache aufzustellen, daß es in Afrika Sclaven gäbe, die man aufziehe, um verkauft zu werden, und daß auch Herren da wären, die deren viele besässen, welche nach Belieben zu verkaufen, sie das Recht hätten. Allein es ward vom Anfang der Untersuchung an, durch zahlreiche und unwiderlegbare Zeugniße bewiesen, daß, obgleich eine Art patriarchalischer

Unterthanschaft in Afrika vorhanden ist, dem Herrn doch keineswegs irgend ein Recht auf die im Lande gebornen Haussclaven zustände, und daß, wenn man die ihnen obliegende Verpflichtung, einem Oberhaupte, oder besondern Herrn zu dienen, ausnimmt, sie in keiner Hinsicht von den freyen Menschen unterschieden werden können.

Man hätte auch glauben können, daß es möglich wäre, einen Sclavenmarkt durch Kriegsgefangene, Verurtheilte und zur Deportation verdammte Verbrecher zu versehen; allein, obgleich zu vermuthen war, daß diese Verbrecher eine kleine Anzahl Sclaven und die zwischen benachbarten Staaten vorfallenden Kriege, gelegentlich eine noch größere darbiethen könnten, so ward es doch augenscheinlich, daß diese zwey Quellen, nie jenen unermeßlichen, und besonders regelmäßigen Zufluß von Volk herbeyschaffen könnten, der seit mehr als einem Jahrhundert, sich von Afrika nach der westlichen Halbkugel hinzog.

Diese unbestreitbaren Wahrheiten einmahl festgesetzt, war es kaum mehr nöthig, durch unmittelbare Beweise die natürlichen und wahrlich unfehlbaren Folgen eines Menschenhandels darzuthun. Es ward anerkannt, daß auf einer Strecke von beynahe 1700 Wegstunden längs der afrikanischen Küste, eine Feilschaft mit

menschlichen Wesen existire, und daß den gewöhnlichen Grundsätzen des Verkehrs gemäß, das Erzeugniß immer dem Bedarf entspräche. Zu diesen ersten Thatsachen ward auf Bekenntniß der Handelnden selbst hinzugefügt, daß ohne den Sclavenhändler über sein Recht zu befragen, Männer, Weiber und Kinder, die er feilböthe, gerade zu von den europäischen Handelsleuten gekauft würden.

Wenn aber die Rede von einem beträchtlichen und regelmäßigen Handel ist, so kann der Mensch nur durch betrügerische und gewaltsame Mittel herbeygeschaffet werden. Eine oberflächliche Untersuchung der Umstände, in denen sich die ausgedehnte Strecke, aus der die nach Westindien bestimmten Sclaven herkommen, befindet, beweißt noch deutlicher, daß der unersättliche Bedarf an afrikanischen Sclaven nur durch Mittel jener Art zu befriedigen war. Die afrikanische Küste ist in mehrere Staaten verschiedener Größe getheilt, von denen einige, durch mehr oder weniger eigenmächtige Könige beherrschet werden. Ihre Civilisation ist im Allgemeinen äußerst unvollkommen, ihre Moral außerordentlich roh, und die eigentliche Gewalt ihrer Regierung, nicht genau bestimmt. Man kann also wohl denken, daß jedes Mahl, wenn die Könige oder Oberhäupter durch den Reiz der Begierden zu Unter-

drückungen und Ungerechtigkeiten gereitzt werden, sie nicht lange zaudern, solche zu begehen. Man denke sich demnach, wie die Schiffe der Sclavenhändler, mitten unter so schlecht organisirten Gesellschaften ankommen, und zum Austausch für eine Ladung Männer, Weiber und Kinder, alle Artikel anbiethen, durch welche der Kunstfleiß und die Geschicklichkeit der kultivirtesten Nationen die Bedürfnisse roher Menschen zu befriedigen vermögen; wie sie ihre sinnliche Lust stillen, ihre Leidenschaften aufreitzen, und besonders ihnen geistige Getränke reichen, um sie zu Räubereyen anzutreiben, und Feuergewehre, diese auszuführen. — Das sind die Ursachen. Welches können nun die Wirkungen seyn? Gewiß alle Arten Böses, Diebereyen, Plünderungen, Treulosigkeiten, und Gewaltthätigkeit. Der Häuptling wird sich geneigt fühlen, Beleidiger zu werden, und das Gebieth seines Nachbars, wenn dieser minder stark ist, anzugreifen und zu verheeren; und wenn er zu schwach ist, um einen Einfall in ein fremdes Gebieth zu wagen, so wird er ganz gewiß veranlaßt werden, seine eigenen Unterthanen, deren Wächter und Beschützer er seyn soll, zu rauben. Allein nicht nur bey den Häuptlingen wird man diese Wirkungen wahrnehmen; alle Menschen sind von Natur verur-

ihre Leidenschaften, ihre Lüste, ihre

Schwächen zu haben. Das Resultat davon ist im Voraus leicht zu errathen; allgemeines Mißtrauen, Mangel an natürlicher Sicherheit. Jeder fürchtet in seinem Nachbar einen Feind zu finden; der Stärkere fällt über den Schwächern, gleich wie über eine Beute her; mit einem Wort, die ganze bürgerliche Gesellschaft wird ein unermeßlicher Schauplatz von Gesetzlosigkeit, Raub und Schrecken.

Alle jene, auf das Prinzip der menschlichen Natur gegründeten, und durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bewährten, Theorien wurden durch authentische Darstellungen besonderer Thatsachen, nur zu sehr bewiesen. Es ward durch achtungswehrte und unverwerfliche Zeugniße beståttiget, und von den Gegnern einer unmittelbaren Abschaffung des Sclavenhandels nicht weniger, als von ihren wärmsten Vertheidigern anerkannt, daß dieser fluchwürdige Verkehr, nur durch Kriege erhalten würde, die oft von Europäern herbeygeführt, oft auch von den Eingebornen in der Absicht begonnen werden, sich Sclaven zu verschaffen. Diese Kriege brachten natürlich Repressalien zuwege, sie erzeugten Feindschaften ohne Ende, und regten einen Geist der Feindseligkeit und Rachsucht, von Häuptling zu Häuptling auf, der von Geschlecht zu Geschlecht überging. Es ward auch bewiesen, daß man Sclaven bekåme

durch Raub, den die Könige der Länder an ihren eigenen Unterthanen begiengen, wenn sie zu schwach oder zu furchtsam waren, einen Nachbar anzufallen, indem sie entweder Menschen, die nicht auf ihrer Huth waren, unversehens aufgriffen, oder mit Gewalt, des Nachts in die Dörfer einbrachen, sie in Brand steckten, und sich der Einwohner bemächtigten, in dem Augenblick, wo diese nackt, den Flammen zu entgehen suchten. Mit einem Wort, es ward bewiesen, daß der Sclavenhandel nur durch räuberische Handlungen aller Art, vom Häuptling eines bewaffneten Haufens, der ein nicht auf seiner Huth seyendes Dorf, oder eine vertheidigungslose Familie angriff, bis zu dem einzelnen Menschen, der sich hinter Gesträuche verbarg, um unversehens über irgend eine Frau oder ein Kind herzufallen, und sie fortzuschleppen, unterhalten und genährt wurde.

Der Sclavenhandel verschaffte sich viele Menschen mittelst eines Kunstgriffs, der so oft angewendet wurde, daß man einen besondern Ausdruck (panier) erfunden hat, ihn zu bezeichnen. Er hatte die Bedeutung eines verstohlenen Aufgreifens von Negern aus allen Ländern, allen Ständen, allen Volksklassen, von jedem Geschlechte und Alter. Dieser Kunstgriff wurde größten Theils von schwarzen Faktoren und

Handelsleuten in das Werk gesetzt; manchmahl aber auch, wenn die Gelegenheit sich darboth, von englischen Schiffern und Matrosen.

Sobald ein Sclavenschiff auf der Küste erscheinet, wird sogleich eine Aufmunterungsprämie für jede Art Betrug und Raub ausgesetzt; nicht nur zwischen Stadt und Stadt, zwischen Dorf und Dorf wird Furcht und Schrecken verbreitet, man sieht auch sogar im Rausch der Trunkenheit, von geistigen Getränken bewirkt, in plötzlichen Anfällen von Zorn oder Eifersucht, Männer ihre Weiber, Herren ihre Diener verkaufen, die dann wieder zu befreyen, sie sich vergeblich bemühen. Es ward ferner bewiesen, daß dieser schändliche Handel, sich eine große Anzahl Schlachtopfer durch die Verderbung der Strafgerechtigkeit verschaffte, da die Gesetze dieser Unglücklichen, die Strafe der Sclaverey für beynahe alle Vergehen, so unbedeutend sie auch seyn mögen, als Büssung auflegte, öfterer noch für vorgebliche Verbrechen, besonders der Zauberey, deren ein Mann, bloß um ihn zum Sclaven zu machen, angeklagt ward, wobey man zuweilen die ganze Familie mit verwickelt.

Der elende Zustand, in welchen Afrika gegenwärtig durch dieses abscheuliche System versunken ist, ward ebenfalls bewiesen. Die Vernichtung aller Privatsicherheit, alles gegen-

seitigen Vertrauens, alles häuslichen Glücks, die, den schwärzesten Leidenschaften, welche das menschliche Herz nur hegen kann, gegebenen Versuchungen, die, der Bosheit, der Rache, der Grausamkeit dargebothenen Anreizungen, alle diese Uebel und alle schrecklichen Wirkungen, die der Sclavenhandel auf diesen mit Fluch beladenen Boden hervorzubringen beschuldiget war, wurden zugestanden und anerkannt. Man konnte sich nicht enthalten, zu bekennen, daß sie mit den Farben der einfachen Wahrheit dargestellt worden seyen; man that noch mehr, man stieg bis zur vergifteten Quelle hinauf, aus der sie flossen, man sah deutlich, daß sie nichts, als die unvermeidlichen Folgen dieses abscheulichen Handels seyen.

Es ward nur zu klar bewiesen, und durch das wahrhafte Geständniß von Schriftstellern, die selbst beym Sclavenhandel interessirt waren, bestätigt, daß durch den fortschreitenden Antrieb langsam, aber sicher wirkender Ursachen, die verschiedenen bürgerlichen und religiösen Einrichtungen von Afrika entartet, und in Mittel, Schlachtopfer für den Sclavenhandel herbeyzuschaffen, umwandelt worden seyen. Der Aberglaube des Landes, der oft vor dem schwachen Schein des Mahomedanismus verschwunden war, wurde von christlichen Reisenden sorgfältig unterhalten, und

eine ergiebige Handelsquelle für sie. Die Verwaltung der Gerechtigkeit ward auf eben diese Weise angesteckt; das kleinste Verbrechen wurde mit Sclaverey und Verweisung bestraft, und der Richter, der den Angeklagten verurtheilte, erhielt selbst einen gewissen Antheil an dem Verkaufpreis. Ein nicht bezahlter Gläubiger maßte sich das Recht an, seinen Schuldner zu verkaufen, und wenn es ihm mißlang, sich der Person desselben zu bemächtigen, so griff er aus eigener Machtvollkommenheit, einen seiner Verwandten, und sogar Jemand aus derselben Stadt oder demselben Lande auf. Wenn die Capitäne der Negerschiffe, Waaren auf Credit gaben, so war es Gebrauch, als Sicherheit die Kinder des Negermäklers zu verlangen, oder bey Mangel an Geld, einige seiner nächsten Verwandten; und erst, wenn die Zahl der festgesetzten Sclaven völlig geliefert, und die Rechnung saldirt war, ließ man diese Art Geißeln wieder los. Wenn der Mäkler die Vorschüsse in Händen hatte, wendete er alle Art Mittel an, um den eingegangenen Handel zu vollziehen. Wenn die Rekruten aus dem Innern fehlten, oder irgend ein unvorgesehener Umstand die Ankunft der Schlachtopfer verzögerte, dann erklärte der Capitän, er müsse nothwendig unter Segel gehen, er sey zur Abfahrt bereit. Der Faktor mußte

nun jeden möglichen Kunstgriff anwenden, und Mittel aller Art in das Werk setzen, um die nothwendige Anzahl voll zu machen, sonst waren seine nächsten Verwandten ein Raub der Sclaverey. Das schreckliche Resultat dieses Handels war von der Art, daß die häuslichen und gesellschaftlichen Gefühle, daß selbst die Bande des Bluts, als Sporen zu Gewaltthätigkeit und Raub gebraucht wurden.

So unförmlich und unvollkommen bey unkultivirten Völkern der bürgerliche Zustand, aus dem wir die Vortheile und Annehmlichkeiten des Lebens ziehen, auch seyn möge, so würde er in seinem rohen Entwurfe doch zu ihrer Ruhe und Zufriedenheit ausgereicht haben; man machte aber ein Werkzeug der Unterdrückung und Grausamkeit daraus.

Diese verruchten Schlünde haben jährlich achtzig bis hunderttausend Schlachtopfer unsers Gleichen ausgespieen; Menschen, Völkerschaften, welche Park, Golberi, Winterbottom und andere, nicht minder achtbare Zeugen, wegen ihrer innigen Anhänglichkeit an ihr Geburtsland rühmen, diese Menschen sind ihrem Vaterlande, ihrem Heerde, ihren Freunden, und allem, was ihnen am theuersten war, entrissen worden. Nachdem alle Bande der Natur, des Gefühls und r Gewohnheit auf diese Weise zersprengt wa=

ren, wurden diese Schlachtopfer einer ungezügelten Habsucht, an ferne Ufer versetzt, um, ohne einen einzigen Strahl von Hoffnung, ihre Tage in Knechtschaft und Elend zu enden, und ihre ganze Nachkommenschaft ward mit ihnen versenkt. Herr Bryan Edwards, der Geschichtschreiber unserer Colonien, der aber zu denen gehörte, die sich uns bey dieser Angelegenheit entgegensetzten, bekennt selbst: „Afrika ist ein Tummelplatz des Raubes und der Verheerung, eine unermeßliche Wüste geworden, deren Bewohner sich in Raubthiere verwandelt haben, sich einander verfolgend und zerfleischend, und in der jede Ungerechtigkeit ausgeübt wird." So ward der Negerhandel auf die Stufe der Verbrechen gesetzt, die ihm das gegründete Urtheil eines der größten Staatsmänner Englands anwies, als er im brittischen Parlamente jene denkwürdigen Worte sprach: Der Negerhandel sey die fürchterlichste Plage, von der je das menschliche Geschlecht heimgesucht worden.

Der Art sind demnach die Abscheulichkeiten, Grausamkeiten, die Schande; der Art sind die Verbrechen, die diesen gräßlichen Handel beflecken. Indeß sind wir noch weit davon entfernt, alle traurigen Folgen desselben aufgedeckt zu haben. Die tiefste Wunde müssen wir noch erst untersuchen. Das Elend, welches wir entschleyert ha-

ben, würde einigermaßen gemildert werden, wenn das Ende davon, obgleich in einer entfernten Epoche vorauszusehen, und wenn uns gestattet wäre, die süße Hoffnung zu hegen, in diesen verfinsterten Gegenden, den glücklichen Einfluß der Civilisation verbreitet, von der Fackel des Evangeliums und seiner ruhmwürdigen Wahrheit aufgehellt zu sehen. Dann würden gute Gesetze und das öffentliche Recht, die stets in ihrem Gefolge sind, den räuberischen Geist verscheuchen, und Sicherheit hervorbringen. Allein dieser abscheuliche Handel ist so fruchtbar an Unheil, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert seine eigene Dauer fortführt. Wie könnte die Civilisation ohne die schützende Aegide der Gesetze in diese Länder eindringen? Sie verlangt zuförderst eine Art von Sicherstellung der Personen und des Eigenthums; Afrika aber biethet auf seiner Oberfläche nichts als die endlose Aussicht von Ungemach, Schrecknissen; Gefahren und Gesetzlosigkeit dar. Dieses abscheuliche System von Unrecht und Gewaltthätigkeit, dem eine betrügerische Nachsicht nur den Nahmen Negerhandel beyzulegen, sich anstellt, hat nie aufgehört, das weit ausgedehnte Continent, wo es herrscht, in schreckliche Aengsten zu stürzen. Da, wo die unglücklichen Bewohner Afrika's, mit den kultivirten Nationen in eine Verbindung kommen

könnten, wüthet es mit noch größerer Heftigkeit. Die Sclavenhändler haben im Innern von Afrika, so zu sagen undurchdringliche Schranken erhoben, die den Fortschritten der gesellschaftlichen Ordnung jeden Eingang versperren, den Strahl der Aufklärung, den Religion und Sittenlehre über unsere glücklichere Zone leuchten ließen, auf ewig davon zurück halten, und dieses unglückliche Continent in seinem Zustande der Sclaverey und Dunkelheit gefesselt halten. Daraus entsteht eine außerordentliche und beyspiellose Erscheinung; denn, wenn man die Sittengeschichte des Menschen erforscht, und ihren Gang von der Wiege der Unwissenheit und Barbarey bis zu den Moment, wo sie uns eine Stufe der gesellschaftlichen Vervollkommnung zeigt, aufmerksam beobachtet, findet man durchaus, daß die Meeresküsten und die Ufer schiffbarer Flüsse, die durch ihre Lage und leichten Zugang, den Handel kultivirterer Nationen herbeyzogen, auch am ersten, die Civilisation annahmen; daß die bürgerliche Ordnung, die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Ackerbau, Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften da blüheten, und daß sie sich in der Folge von da aus allmählig verbreiteten, und tiefer in das Innere der Länder eindrangen. In Afrika aber ist es ganz anders. da sind die Bewohner der Küsten, noch in einem Zu=

stande gänzlicher Barbarey und Unwissenheit, trotz des vertrauten Verkehrs, den sie so lange mit den kultivirtesten Europäern unterhalten. Sie machen zwar von einigen unserer Waaren Gebrauch; allein alle Einsichten, die wir ihnen mitgetheilt haben, beschränken sich auf die Kenntniß unserer Verbrechen. Im Innern der Länder dagegen, wo man das Angesicht eines Weißen nie gesehen hat, sind die Fortschritte der guten Ordnung weit bedeutender; da ist man im Genuß der Sicherheit und der Gemächlichkeiten des Lebens, mit einem Wort das gesellige Leben ist dort verbessert.

Sie sehen schon gnädiger Herr, den vergifteten Becher Afrika's bis an den Rand gefüllt, so bitter er aber auch seyn mag, so ist es doch nichts im Vergleich dessen, was den Unglücklichen vorbehalten bleibt, welche die Neger-Schiffe von diesen jammervollen Küsten fortschleppen; im Vergleich des Elendes, das sie auf dieser Fahrt trifft, die man die zweyte der Reise, die Zwischenfahrt nennt. Dieses Elend ist so vielfältig, so herabwürdigend für die Menschlichkeit, nagt so sehr am Herzen, daß, als man zum ersten Mahl das Innere eines dieser schwimmenden Gefängnisse öffentlich aufdeckte, als man es vor den Blicken der Nation öffnete, man nicht glauben wollte, daß die menschliche Natur solche Verle-

tzungen ertragen könne. Die Gewohnheit, diese unglücklichen Geschöpfe als Waare zu betrachten und zu behandeln, hatte den Geist der Sclavenhändler so sehr verblendet, und ihr Herz so sehr verhärtet, daß sie bey ihnen ein ungezügeltes, viehisches Verfahren hervorbrachte, das ihre eigenen Opfer vernichtete, und sogar der Eigennutz die, zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens nothwendigen Bedürfnisse herzugeben nicht vermocht wurde. Vielmehr hatte man alle Geisteskräfte aufgebothen, und beynahe alle Hülfsmittel des menschlichen Kunstfleißes erschöpft, um die Art und Weise ausfindig zu machen, wie die größtmöglichste Zahl menschlicher Körper, in einem gegebenen Raume anzuhäufen und zusammenzudrängen sey. Denken Sie sich ein Schiff ganz voll dieser erbarmungswürdigen Geschöpfe, die vorher nie ein Fahrzeug bestiegen hatten. Die Männer, gewöhnlich den größten Theil der Ladung ausmachend, waren aus Vorsicht zu zwey und zwey, oft aus ganz verschiedenen Ländern, an einander gebunden, und wenn man sie auch auf das Verdeck kommen ließ, waren sie überdieß noch mit Hand- und Fußschellen gefesselt. Denken Sie sich] das Verdeck, das Zwischendeck, und den Raum eines solchen Schiffes, und dann noch die Verschläge, die zwischen denselben angebracht wa-

ren, um eine noch größere Anzahl Menschen unterzubringen, die so dicht an einander gepreßt wurden, daß sie sich berührten, daß es ihnen unmöglich war, ihre Lage zu verändern, und von deren Gliedern die Haut abgerieben wurde, weil sie nackt auf den Brettern lagen, oder von ihren Ketten verwundet waren; denken Sie sich, was oft geschah, daß der Blutfluß, die Kinderblattern, oder irgend eine andere epidemische Krankheit, unter ihnen ausbrach. Ich will nicht weiter gehen, sondern mich beschränken anzuführen, daß Auftritte vorgehen, die zu eckelhaft sind, als daß man sie beschreiben könnte, aber doch habsüchtige Menschen nicht abhalten, vom Reitz des Gewinnes angelockt, ihres gleichen denselben auszusetzen. Die Wundärzte, welche Zeugen dieser gräßlichen Auftritte waren, versichern uns, daß die Hitze und üblen Gerüche beynahe unerträglich sind, und wenn das schlechte Wetter es nothwendig macht, die Sclaven in den untern Räumen eingeschlossen zu halten, wirklich so sehr unerträglich werden, daß manche daran ersticken. Allein selbst, wenn man sie auf das Verdeck bringet, werden ihre Leiden darum nicht sehr gemildert. Der Sclavenhändler hat selbst in der Ausübung seiner Milde etwas Grausames. Die Seekrankheit und die Geistesunruhe müssen diesen Unglücklichen oft

einen Widerwillen gegen Nahrung und Bewegung des Körpers einflößen. Da aber beydes nöthig ist, damit das Vieh auf dem Markte wohlbeleibt erscheine, so muß man sie mit Peitschenhieben zum Essen und Tanzen zwingen. Oft werden solche Abscheulichkeiten gegen stolze und gefühlvolle Männer, zuweilen sogar gegen Männer, die nicht ohne litterarische Kenntnisse sind, ausgeübt. Mungo Park erzählt, daß von 130 Sclaven, welche die Ladung (ein für die menschliche Natur erniedrigender Ausdruck) des Schiffes, auf welchem er die Fahrt von Gambia nach Westindien unternahm, ausmachte, fünf und zwanzig waren, welche die arabische Sprache schreiben konnten. Wenn wir an den innern Leiden dieser Menschen zweifeln wollten, so gibt es eine auffallende Thatsache, wodurch wir sie beurtheilen können. Es gibt nähmlich auf jedem Negerschiffe Vorkehrungen gegen den Selbstmord, die aber dennoch sehr oft nicht hinreichen. Man hat verschiedene Beyspiele von Sclaven, die sich dadurch vernichteten, daß sie sich ins Meer stürzten, und sich in dem Augenblicke ihres Sprungs an dem Gedanken ergötzten, sich auf diese Weise, der Macht ihrer Verfolger entzogen zu haben, oder auch, daß sie sich hartnäckig weigerten, Nahrung zu sich zu nehmen, trotz aller Mittel,

durch Milde oder Gewalt; ihnen welche beyzu-
[illegible]ngen.

Gewöhnliches Unglück erregt Mitleiden, Elend dieser Art, aber Erstaunen und Abscheu. Können die, welche Zeugen der Sache waren, je jene großmüthige Bewegung von Unwillen vergessen, die damahls, als die Abscheulichkeiten eines Negerschiffes zum ersten Mahl vor den Augen eines brittischen Parlaments aufgedeckt wurden, ausbrachen? Die Untersuchung über den Sclavenhandel war erst im Beginnen, und doch ward auf der Stelle ein Gesetz erlassen, welches für die Zeit, da dieser Handel noch dauern würde, jedem Negerschiffe vorschrieb, nur eine Anzahl Sclaven, im Verhältniß seiner Größe und seiner Tragfähigkeit, an Bord zu nehmen. Durch dieses Gesetz suchte man die Leiden dieser unglücklichen Geschöpfe in etwas zu mildern, indem man ihnen durch ausdrückliche Anordnung, eine hinlängliche Menge von Lebensmitteln und Wasser, und ärztliche Hülfe zusicherte. Allein bey den außerordentlichen Leiden, denen die Sclaven am Bord der Negerschiffe unterworfen sind, waren alle Milderungen, die dergleichen Anordnungen herbeyzuführen vermögen, als nichts zu betrachten. Ich erwähne ihrer hier auch nur, weil der Brasilische Hof neulich ein Edikt erlassen hat, welches ähnliche, obgleich minder

wirksame Anordnungen festsetzt. Allein mit dem wichtigen Unterschiede, daß diese Anordnungen nicht, wie die des brittischen Parlements, die nur so lange die Untersuchung dauerte, in Kraft bleiben sollten, als temporär zu betrachten wären, sondern als immerwährende Aushülfe, mittelst welcher, so wie die Verfasser des Edikts gedacht zu haben scheinen, der Sclavenhandel mit der verfeinertesten Menschlichkeit in Einverständniß zu bringen sey. Das ist noch nicht alles; die Verfasser dieses Edikts scheinen bey Aufstellung dieser elenden Palliativmittel sich sogar christlicher Milde rühmen zu wollen. Die körperlichen Leiden der Sclaven können auf solche Weise nur im geringen Maße erleichtert werden, allein man bedenkt nicht, daß wenn diese minder gefühlt werden, die des Gemüths um so herber sind. Heißt das ein verfeinerndes Gefühl? Mein Herz gesteht dieses nicht zu; ich erkläre, daß wenn man für hinlänglichen Raum, für hinlängliche Lebensmittel und Wasser für menschliche Geschöpfe, die man allem, was ihnen in ihrem Geburtslande theuer ist, entreißt, und zu einer endlosen Sclaverey abführt, sorgt, und ihnen dabey sagt, sie sollen glücklich und erkenntlich seyn, dieß weniger zu dulden ist, als die härtesten Strafen, die der Geiz, oder selbst menschliche Bosheit auferlegen können. Dieß wird wenig-

stens jedes hochherzige Gemüth fühlen, und es gibt keine großmüthigere, als die, wovon viele dieser so verachteten Neger wohl zuweilen belebt worden sind. Sie können eure feindseligen Gesinnungen begreifen, eure Grausamkeit ertragen, ja zuweilen sie verachten, beleidigt sie aber nicht durch eine falsche Menschlichkeit, und wenn ihr euch solchen abscheulich barbarischen Handlungen überlaßt, so stellt euch nicht, als fändet ihr ein Wohlgefallen an eurer Tugend, an eurer Menschlichkeit! Thut was euch gut dünkt, diese Widersprüche zu vereinigen. Seyd so liberal ihr wollt in den kleinlichen, körperlichen Gemächlichkeiten, ihr werdet darum doch nicht die Todesängsten eines, seiner Gattin entrissenen Mannes, einer, ihrem Gatten entrissenen Frau, von ihren Kindern fortgeschleppter Eltern stillen. Der Schmerz über das Gefühl, auf ewig vom Vaterlande, von Verwandten, Freunden getrennet zu werden, ist immer derselbe, immer bleibt ihnen die Erinnerung an das Vergangene, sie empfinden immer dieselben Besorgnisse wegen der Zukunft, sie bleiben immer unter Fremden, deren Aeußeres, Sprache und Sitten ihnen neu sind; sie sind in einer Lage, wo jeder Gegenstand ihrer nächsten Umgebung ihnen Schrecken einflößen muß. Mit einem Worte, bis wir Gesetze für die Seele aufstellen, bis wir den Gefühlen des

Herzens Satzungen vorschreiben, oder vielmehr, bis wir die Gefühle der Natur vertilgen, bis wir, um uns ein Recht zu verschaffen, diese unglücklichen Geschöpfe gleich Thieren zu behandeln, ihnen das Wesen des Menschen entziehen, und sie zum Vieh herabsetzen zu können, wird die denkwürdige Erklärung des englischen Parlaments immer wahr bleiben, daß es nirgends auf der Erde möglich sey, mehr Elend in einem engern Raum zusammengedrängt zu sehen, als in den Innern eines Negerschiffes.

Allein, wird man vielleicht mit Recht fragen, wenn es bewiesen war, daß das Wesen und die Wirkungen des Negerhandels der Art sind, wie hier angeführt wurde, wie war es möglich, daß das brittische Parlament zaudern konnte, ihn auf der Stelle abzuschaffen? Wie kam es, daß nach einer so langen Untersuchung mehrere Jahre verflossen, bevor dieser Handel gänzlich verbothen ward? Weil große Hindernisse vorhanden waren, weil es viele Rücksichten und Ursachen gab, welche einige Jahre lang die Ausführung dieses Verdammungsurtheils verzögerten, das vom Anfange an, von dem achtbarsten Theile selbst derjenigen, welche gegen die unmittelbare Abschaffung gestimmt hatten, entschieden gefällt wurde. Man kann auch nicht leugnen, daß das größte Hinderniß, welches

denen entgegenstand, die sich für die Abschaffung erklärten, das Hinderniß, an welchen der Sclavenhandel eine weit kräftigere Stütze fand, als an allem, was seine Vertheidiger dagegen vorbrachten, die unermeßlichen Reichthümer der Nation waren, die, wie man sagte, in Gefahr kämen, oder schon verloren wären, wenn dieser Handel nicht fortgesetzt würde. Der Sclavenhandel hatte so lange gedauert, sich so sehr ausgedehnt, und den Einfluß der Bewohner Westindiens, die mit vielem Unrechte glaubten, ihre Interesse hinge davon ab, hatte dermassen zugenommen, und so tiefe, weit ausgebreitete Wurzel geschlagen, daß allmählig ein großer Theil der bürgerlichen Gesellschaft daran hing, und wir wissen nur zu gut, daß die Menschen nur langsam Wahrheiten anerkennen, deren Folgen sie als ihrem Vorurtheile zuwiderlaufend halten.

Was den feindseligen Geist der Bewohner Westindiens noch vermehrte, war der, mit großem Erfolg bewerkstelligte Versuch, die Abschaffung des Negerhandels mit der Befreyung der Sclaven, die bereits in den Colonien waren, zu vermischen, obgleich die Verfechter der Abschaffung, jede Gelegenheit ergriffen, um zu erklären, daß ihre Bemühungen gegen den Negerhandel, aber nicht gegen die Sclaverey gerichtet seyn.

Ich habe bemerkt, daß derselbe Irrthum in der Schrift obwaltet, welche die Handelskammer von Nantes vor Kurzem bekannt gemacht hat; und man hat mich versichert, daß einer ihrer geschicktesten Staatsmänner den sie unlängst verloren hat, und den sie so sehr bedauert, sich auch von dieser falschen Ansicht habe hinreißen lassen. *)

Erlauben Sie mir indeß, gnädiger Herr, Ihnen zur Ehre des Parlaments, und des brittischen Volks in Erinnerung zu bringen, daß das Wesen und die Wirkungen des Sklavenhandels völlig unbekannt waren, bis der Ausgang der parlamentarischen Untersuchungen den Schleyer, der ihn so lange verdeckt hielt, weggerissen hatte. Selbst alsdann konnten die Strahlen der Wahrheit, die Wolken der Lügen und der Vorurtheile, in welche die Handelshabsucht die Abscheulichkeiten, die, wie sie wohl wußte, zu grell waren, um beleuchtet werden zu dürfen, verhüllt hatte, nur nach und nach zerstreuen. Ich werde mich darauf beschränken, einen dieser falschen Gründe ausführlich zu behandeln, um einen Begriff von dem Ganzen zu geben.

*) Dieß bezieht sich wahrscheinlich auf den verstorbenen Marineminister Mallonet.

Man rechtfertigte den Sclavenhandel, indem man anführte, die Neger wären so verderbt und so stumpfsinnig, daß sie zu nichts taugten, als für die übrigen Theile des menschlichen Geschlechts Holz zu spalten und Wasser zu schöpfen. Um ihn zu rechtfertigen, behauptete man auch, die Afrikaner wären zu Hause so elend, daß es ein Werk der Barmherzigkeit sey, sie in ein anderes Land zu versetzen, obgleich die Mittel etwas hart seyen, um sie zu dem Genuße der Sclaverey in Westindien zu bringen. So wurden noch Beleidigungen zu der schlechten Behandlung, der man diese Unglücklichen unterwarf, hinzugefügt. Sind sie wirklich elend, so haben wir Europäer sie selbst dahin gebracht. Ich leugne nicht, daß wir bey den Negern die schändlichsten Leidenschaften der Natur rege gemacht haben, und Laster immer Elend erzeugen werden. Allein wenn wir die Mauren ausnehmen, die dem Sclavenhandel nicht unterworfen sind, so werden sie als gastfreundlich, uud ihre sittlichen Neigungen als überaus liebenswürdig von eben den Reisenden geschildert, die selbst bey dem Sclavenhandel gebraucht wurden, oder die, wie Mungo Park und Golbery, ihn beschützt, oder wenigstens beschöniget haben. Kann man die Züge der Wohlthätigkeit, der Güte der Afrikaner, ihrer kindchen und elterlichen Zärtlichkeit, ihres gesell-

schaftlichen und häuslichen Sinnes, ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und an ihren Wohnort, der ehelichen Treue der Weiber, gehoben von so vieler Freymüthigkeit und heiterm Sinn, ihres Fleißes, ihrer Ausdauer, wenn irgend ein Beweggrund sie zur Arbeit reitzt, ihres Muthes, und in einigen Fällen, ihrer hochherzigen Gesinnungen — von welchen Beyspiele angeführt werden, die manchen, aus der römischen und griechischen Geschichte bekannten Schilderungen in nichts nachstehen — lesen, kann man dieß alles lesen, ohne anzumerken, es sey durchaus nicht wahr, daß die Wildheit des afrikanischen Karakters einige Entschuldigung für den Negerhandel darbiethe, daß vielmehr das Verbrechen, welches begangen wird, indem man sich diesem Verkehr überläßt, durch die sanften und liebenswürdigen Eigenschaften seiner unglücklichen Schlachtopfer vergrößert werde, kann man es lesen, ohne die kränkendsten Gefühle von Verdruß und Schaam, bey dem Gedanken, zu fühlen, daß die überlegene Kraft des, so sehr begünstigten Theiles der von uns bewohnten Erde, nicht dazu verwendet worden ist, einen Versuch zu machen, solche gute und liebenswürdige Geschöpfe zu verbessern, und zu civilisiren, als sie im Gegentheil zu Barbaren zu machen?

Indeß ist eine, gegen den achtungswürdigsten Theil der Gegner der unmittelbaren Abschaffung zu erfüllende Pflicht, daß man erkläre, sie haben die elenden, von mir hier erwähnten Anführungen für nichts geachtet. Es waren folgende zwey Gründe, welche den stärksten Eindruck auf sie machten.

1.) Daß die Abschaffung des Negerhandels von Großbrittanien allein, indeß andere Nationen ihn treiben, und wahrscheinlich in noch grösserer Ausdehnung treiben würden, wenn Großbritanien keinen Antheil mehr daran nähme, für Afrika von keinem wirklichen Vortheil seyn dürfte.

2.) Daß, wenn auch Großbrittanien den Negerhandel und die Einführung der Sclaverey in seinen westindischen Colonien, den übrigen europäischen Staaten, die mit den englischen unter einander liegen, einführte, unmöglich seyn würde, zu verhindern, daß deren durch den Schleichhandel, auch in die brittischen Niederlassungen kämen, und daß folglich, obgleich Großbrittanien seinen eigenen Unterthanen verwehren könnte, ihn zu treiben, es ihn doch dadurch keineswegs unterdrücken, und vielleicht sogar nicht ein Mahl den Hauptbedarf dieses verbrecherischen Handels vermeiden könnte.

So stark die Gründe auch seyn mögen, so ist es doch augenscheinlich, nicht nur, daß man

sie nicht gegen den Vorschlag der allgemeinen Abschaffung des Sclavenhandels von Seiten aller europäischen Nationen geltend machen kann, sondern, daß sie vielmehr mit Kraft in einem ganz entgegengesetztem Sinne angewendet werden können.

Es gab noch verschiedene Anführungen und Prophezeihungen, die, obgleich sie laut und mit zuversichtlichem Tone von den eifrigsten Gegnern dieser Maßregeln, und besonders von den Repräsentanten und Freunden derer, die unmittelbar oder mittelbar bei dem Sclavenhandel interessirt waren, verkündet wurden, nicht verdienten, daß Sie mein Fürst, Kenntniß davon nähmen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß man sie von neuem auf dem festen Lande von Europa geltend zu machen versuchen würde, und wirklich habe ich neulich dergleichen falsche Angaben in Ihren öffentlichen Blättern bemerkt.

Der Wahrheit zum Trotz, war man so unverschämt, zu behaupten, daß der größte Theil der Bevölkerung in Afrika aus Sclaven bestände, die nach Willkühr zu verkaufen, ihre Herren, dem Gebrauch des Landes gemäß, das Recht hätten, und daß die Sclaven, da sie mit großer Barbarey behandelt würden, glücklich wären, einen weißen Herrn für einen schwarzen zu vertauschen. Die zwey Angaben sind durchaus falsch,

Es ward auf eine unwiderlegbare Weise anerkannt, daß, obgleich, wie bereits erwähnt, in Afrika eine Art patriarchalischer Unterthanschaft vorhanden ist, die Herren das Recht nicht haben, ihre Sclaven zu verkaufen, ausgenommen, wegen Verbrechen, auf welche die Gesetze des Landes, die Strafe der Deportation bestimmen, und dieß an mehrern Orten erst in Folge einer Art Verfahren durch Geschworne; und sie werden von ihren Herren so gut behandelt, daß die uns abgestatteten Berichte über die Art, wie Herren und Sclaven zusammen arbeiten, essen und leben, ein liebliches Gemählde von Einfalt und patriarchalischer Glückseligkeit aufstellen.

Man versicherte auch, daß die Kriegsgefangenen, die überführten Verbrecher, und die andern Classen der Bevölkerung von Afrika, die man gewöhnlich den Europäern verkaufte, wenn dieser Weg, ihrer los zu werden, nicht mehr offen stehen sollte, von ihren eigenen Landsleuten umgebracht werden würden. Dieser Angabe entgegen ward bewiesen, daß sehr oft, und besonders, wenn ein Krieg zwischen den großen europäischen Nationen ausgebrochen war, und dann der Negerhandel plötzlich aufgehört hatte, nie dergleichen Folgen daraus entstanden wären. — Im Gegentheil bemerkte man (was auch von

den Eingebornen stets behauptet worden ist,) daß bey einer vorübergehenden Einstellung des Sclavenhandels, die vorher Statt gehabten Kriege und Verheerungen plötzlich aufhörten. Es schien mit einem Worte, daß die Waare für den Sclavenhandel, wenn ich mich so ausdrücken darf, dem Bedarf gemäß fabrizirt ward, und wenn die Nachfrage aufhörte, man mit der Fabrikation inne hielt.

Eine andere nicht minder sonderbare, und völlig grundlose Angabe war, daß die Sclaven, die bereits in unsern westindischen Colonien sind, die Abschaffung als ihre eigene Befreyuung betrachten würden, woraus eine Unordnung entstehen könnte, die zu Insurrectionen führte, und daß demnach unsere westindischen Inseln einen endlosen Schauplatz der Anarchie und Verheerung abgeben möchten. Zu diesen traurigen Besorgnissen fügte man noch düstere Ahnungen hinzu. Man verkündete mit einer Art Zuversicht den Untergang unserer schönen, überseeischen Besitzungen, so wie einer großen Anzahl Kaufleute und Fabrikanten des Mutterlandes. Unsre Gegner weissagten den Verfall unserer Marine, die Verminderung unserer Einkünfte, wo nicht gar die gänzliche Zerstörung unserer Finanzen. Endlich in Zeiten, wie die, in denen wir leben, wo die großen und kostspieligen Marine- und Mi-

litäranstalten zur Nationalsicherheit so nothwendig geworden sind, verkündeten sie das allmählige Versinken, und den endlichen Sturz Großbrittaniens.

Nach einer sieben Jahre langen Erfahrung können wir uns wahrlich auf ganz Europa berufen, und es fragen, ob diese schreckhaften Prophezeihungen, nicht durch die Ereignisse widerlegt worden sind? Ungeachtet der großen Ausdehnung unsers afrikanischen Handels, und ob wir gleich damahls im Besitz des Monopols desselben waren, decretirten das Parlament und der König, sich stützend auf die Gesetze der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, die unmittelbare Abschaffung dieses schändlichen Handels. Was war nun das Resultat? Unser Handel, unsere Manufakturen, unsere Marine, und unsere Einkünfte haben keine Veränderung erlitten.

Ich muß Ihnen frey gestehen, gnädiger Herr, daß, als die schreckbaren Angaben, die ich bereits erwähnt habe, zum ersten Mahle zur Sprache kamen, als man mir zum ersten Mahle die traurigen Folgen, die aus der Abschaffung hervor gehen müßten, vorstellte, konnte ich sie nicht ohne ernsthafte Besorgnisse mit anhören; doch auch damahls konnte ich mich nicht entschließen, die Wahrheit und Richtigkeit dieser traurigen Prophezeihung zuzulassen. Der erhabene

Urheber aller Dinge, der, welcher über alles hiernieden waltet, sollte der in diesem Falle von den allgemeinen Grundsätzen seines Wirkens so sonderbar abgewichen seyn, und die Wohlfahrt eines mächtigen Reichs an die Fortsetzung eines Systems von Verderbtheit und Grausamkeit gebunden haben, das bis dahin ohne Beyspiel in den Geschichtsbüchern der Welt war? Der bloße Gedanke schien mir schon eine Lästerung gegen das Wesen des Allmächtigen; diese Betrachtung belebte meine Hoffnungen von Neuem, und ich fuhr fort, mit frischer Kraft meinem Ziele entgegen zu streben. Doch war es mir nicht möglich, ohne einige Unruhe fortzuschreiten, nachdem man mich so feyerlich gewarnt hatte, daß ich einen Weg wandle, der zum Untergange meines Vaterlandes führe. Es dauerte indeß nicht lange, da wurden meine Besorgnisse durch zuverlässige Nachrichten, und gesunde Urtheile zerstreut, und ich war im Stande, zur völligen Zufriedenheit aller unserer größten Staatsmänner den Beweis zu führen, daß diese traurigen Besorgnisse durchaus eitel, und von Vorurtheilen und Irrthum erzeugt wären. rc. rc.

Wir wollen uns jetzt begnügen, nur noch einige Thatsachen, über die Behandlung der unglücklichen Schwarzen in den Colonien selbst anzuführen:

Der General Tottenham war gerade auf einer englischen Plantage, als der sogenannte Springer (Jumper,) der peinliche Gerichtsdiener hereintrat, und den Herrn der Plantage fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe. Er antwortete: Nein. Hierauf wandte er sich an die Frau. Diese zeigte sogleich auf zwey, dem Ansehen nach sehr anständige Negerinnen, welche bey Tische aufwarteten, mit dem Befehl jeder zwölf Hiebe zu geben. Vergeblich bat der General für sie, der Gerichtsvogt nahm sie sofort mit sich hinaus. Der General folgte ihnen. Sie mußten sich sofort von hinten gänzlich entblößen, und er hauete sie mit einer großen Fuhrmannspeitsche so heftig, daß er bey jedem Hiebe das Fleisch mitnahm. Die armen Geschöpfe ertrugen diese Marter mit unbegreiflicher Standhaftigkeit, wandten sich nach der Execution zu dem Büttel, und dankten gutmüthig für die Strafe.

Der Kapitän Scott sah einen Neger, der auf einer Bothschaft zu lange verweilt hatte, an einer Krahne an beyden Armen aufgehangen, an beyden Füßen hingen große Gewichte. In die-

ser Stellung ward er mit dornichtem Ebenholzstrauche so grausam gepeitscht, daß er noch am folgenden Tage über den ganzen Leib geschwollen da lag, und sich von einem andern Neger die Stacheln aus dem Fleische ziehen ließ.

Der Engländer Coor sahe eine andere Procedur dieser Art. Der Delinquent (oftmahls nur ein Neger der sich im Aufstehen verspätete) wird an eine Leiter gebunden, die Beine an den Seiten der Leiter, die Arme über dem Kopfe. In dieser Stellung zerriß ihn der Bomba vor dem Hause des Oberaufsehers der Plantage, durch 150 Streiche mit der großen Peitsche den Rücken, und die Schenkel auf das Schrecklichste, und wusch sodann die Wunden, um den Schmerz zu erhöhen, mit Pfeffer und Salzwasser. Hiernach war der Unglückliche zur Feldarbeit geschickt.

Der Geistliche B. Nikolls, die Offiziere Simpson, Hall, Rost, Giles, Smith u. a. gültige Augenzeugen versicherten gerichtlich, daß die meisten Sclaven, welche sie in Westindien sahen, unauslöschliche Spuren harter Bestrafung, tiefe Furchen auf ihren Rücken trügen.

Clappeson, Davison, Rees, Fitzmaurice und andere bezeugen, daß man mehrere schwangere Negerfrauen unter den Hieben abortiren sahe, und daß viele männliche Sclaven an dem, auf

die entsetzliche Strafe folgendem Brande ihr Leben endigten.

Stedtmann war Augenzeuge, wie ein Oberaufseher in Surinam, Ebbes genannt, eine sehr schöne Sombo=Sclavinn fast zu Tode peitschen ließ, weil sie sich nicht seinen Lüsten Preis geben wollte. Als der Engländer für die Unglückliche bat, ließ das Ungeheuer die Anzahl der Hiebe verdoppeln. Hätte er doch den Barbaren selber zu Boden geschlagen!

Es ist aber für das Studium des Menschen, besonders in psychologischer Rücksicht, höchst merkwürdig, daß vorzüglich das schöne Geschlecht sich durch Grausamkeit dieser Art auszeichnet. Viele derselbe machen es sich zu einem Geschäfte, bey dem Geißeln der Sclaven beyderley Geschlechts gegenwärtig zu seyn, ja selbst die Ochsenpeitsche zu führen oder auch den Bomba eigenhändig zu peitschen, wenn er nicht hart genug zuhauet. Die Hausneger sind wahre Märtyrer des weißen Frauenzimmers. Der Lieutenant Davison sahe ein Dienstmädchen, dem ihre Dame wegen einer geringen Unachtsamkeit die Nasenflügel mit einem Messer aufgeschlitzt hatte. Eine andere ließ diese Frau aus Eifersucht so hart geißeln, daß sie am zweyten Tage ihren Geist aufgab.

Auf Jamaika mußte ein Negermädchen, we=

gen eines kleinen Versehens, in der Stube ihrer Gebietherinn mit Daumschrauben an der linken Hand nähen; das Blut floß unaufhörlich aus den stets zerquetschten Daumen auf die Erde.

Capitän Cook sagte aus, daß die Besitzerinn einer Plantage auf Barbadoes, einem Neger-mädchen mit ihren Strumpfbändern Kopf und Füße zusammen band, und sie in diesem Zustande so schrecklich am Kopfe schlug, daß die Sclavinn fast ein Auge darüber verlor.

Ja, eine zweyte dieser weiblichen Furien verwandelte das Gesicht einer solchen Unglücklichen, mit den Hacken ihrer Schuhe in eine einzige Beule, stampfte ihr sodann den Kopf in die Sitzöffnung eines geheimen Gemachs, und nur durch die Dazwischenkunft zweyer englischen Officiere, wurde sie vom Tode gerettet. Alles dieß aus keiner weitern Ursache, als weil das Mädchen, von ihr selbst auf ein ankommendes Schiff zu entehrendem Verdienst von den Matrosen ausgesandt, ihr hiefür nicht Geld genug zu Hause brachte!!

Noch andere Frauen träufelten den unglücklichen Sclaven geschmolzenes Sigellack auf den zerhauenen Rücken; oder marterten auch die Sclavinnen aus Eifersucht an dem allerempfindlichsten Theile des Leibes, wem schaudert nicht! durch Cayenne-Pfeffer oder gar durch Feuer.

Und diese unnatürliche Strafe zogen sich die Sclavinnen von ihren Frauen zu, bald weil sie eine Schüssel oder eine Tasse hatten fallen lassen, bald weil sie das Unglück hatten, einem Weißen zu gefallen.

Stedtmann erlebte selbst folgende Geschichte auf Surinam. Madame S. (brandmarken müßte er dieß weibliche Ungeheuer durch Anzeige ihres Nahmens) reisete auf einem Fahrzeuge nach ihrer Plantage, und ward von einer Negerinn begleitet, welche ihr Kind an der Brust hatte. Das Kind schrie, und alle Bemühungen der Mutter, es zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich. „Bringt mir das Kind,“ sagte die Holländerinn zu der Mutter, „ich werde es schon stille machen.“ Diese übergab ohne den mindesten Argwohn den unschuldigen Säugling, und Madam S. faßte ihn bey den Beinen, tauchte den Kopf so lang ins Wasser bis es ersäuft war, und überließ den Leichnam dann ruhig dem Strome! Vor Verzweiflung außer sich, sprang sogleich die Mutter in die Fluth, um ihrem Daseyn ein Ende zu machen; sie ward aber wieder aufgefischt, und Madame S. ließ sie für den Versuch, sich das Leben zu nehmen, peitschen!

Ohne hier weiter zu erwähnen, wie der Geitz oftmahls den arbeitenden Neger vor Hunger verschmachten läßt, wie die Rachsucht oder Eifer-

sucht, solche Unglückliche martert, und wie sehr die Gesetze dazu schweigen; so kann man schon hieraus auf die Bestrafungeu gröberer Vergehungen der Schwarzen auf den Colonien schließen.

Hebt der Gemißhandelte, zur Verzweiflung gebrachte Sclave die Hand gegen seinen Herrn oder auch nur gegen den Oberaufseher auf, so erwartet ihn die Todesstrafe. Und diese ist, wenn er das Unglück haben sollte, hierbey zufällig einen Weißen tödtlich zu verwunden, über alle Beschreibung fürchterlich. Dennoch ertragen sie die Schwarzen gewöhnlich mit unglaublicher Standhaftigkeit; sie geben oftmahls dabey keinen Laut von sich.

Stedtmann gibt eine Zeichnung eines solchen Sclaven, der bey völliger Gesundheit, vermittelst eines starken eisernen Hackens, an einigen Rippen aufgehangen, viele Tage lang vor Schmerz und Durst verschmachtete. Er leckte die von seinem Kopfe herabträufelnden Tropfen (es war in der Regenzeit) mit unglaublicher Gierigkeit auf. Bey dieser entsetzlichen Marter schimpfte er noch vom Galgen herab auf einen Neger, welcher darneben stehend gegeißelt ward nd d eßhalb schrie. Er selbst klagte nicht, aber der Schildwache fiel es unmöglich, die Jammersce-

ne länger anzusehen. Sie erschlug den Delinquenten mit der Flintenkolbe.

Ein anderer Neger, der an einer Rebellion schuld war, und deßhalb von vier Pferden zerrissen ward, forderte ein Glas Branntewein, und fragte dabey: „der Branntewein ist doch wohl nicht vergiftet?“

Stets bleibt indeß folgende tragische Scene eine der schauderhaftesten.

In Südcarolina hatte ein Neger, durch die Härte seines Auffsehers in Wuth gesetzt, letzteren erschlagen. Dafür traf der würdige Verfasser der Briefe eines amerikanischen Pachters, den Neger gleich darauf in folgendem Zustande: Um die Sonnenhitze zu vermeiden, hatte der Verfasser bey seiner Reise durch die Staaten von Amerika, einen Fußweg durch ein schönes Gehölz gewählt. Hier nahm er plötzlich bey einer völligen Windstille eine sonderbare Bewegung der Luft wahr. Hierauf aufmerksam gemacht, richtete er die Augen gegen einen etwas minder belaubten Platz, von welcher sie zu kommen schien. Die Bewegung verlor sich, aber ich vernahm, sagte er, einen Laut, der einer dumpftönenden Menschenstimme ähnlich war. Mit meiner Neugierde nahm nun meine Aengstlichkeit zu; ich erblickte endlich in einer kleinen Entfernung etwas, das einem Vogelbauer ähnlich sahe, an

dem Zweige eines Baumes aufgehangen. Viele Zweige umher, waren dort mit Raubvögeln bedeckt; ein Schuß von mir zerstreute sie, und nun trat ich jenem Käfiche, woraus die Stimme kam, näher. Welch ein gräßlicher Anblick! In dem Käfich ein lebendig aufgehangener nackter Neger; beyde Augen hatten ihm die Geier schon ausgehackt, am Körper hingen die abgerissenen Fetzen, und das Blut träufelte langsam zur Erde. So wie die aufgescheuchten Raubvögel ihn verließen, warf sich ein Schwarm Wespen und ähnlicher Insecten auf den zerrissenen Körper. Schrecken lief mir durch die Adern, mein ganzer Körper zitterte. Hätte ich eine Kugel gehabt, ich hätte aus Barmherzigkeit dem Elende sofort ein Ende gemacht. Flehentlich bath das schaudererregende Gespenst um etwas Wasser, seinen innern Brand zu mildern. Ich brachte es ihm vermittelst einer an einem Stock gebundenen Muschel, zu seinem sterbenden Munde. Dank dir Weißer, rief die verlöschende Stimme, aber schütte etwas Gift hinzu!

Wie lange hast du denn so gehangen? fragte ich.

Zwey Tage, und ich kann nicht sterben. Die Geier, ach! Die Geier! Wehe mir!

Wie eilte ich zu der nächsten Wohnung, um

Hülfe zu suchen, aber man behauptete dort die Nothwendigkeit solcher kaum denkbaren Strafen.

Es hieße den Leser und sich selbst verkennen, wenn man diese Beweise der harten Behandlung der Neger durch Aufzählung ähnlicher und eben so glaubwürdiger Erzählungen verstärken wollte. Der Gräuel sind schon zu viel. Mag es immerhin wahr seyn, daß mehrere edeldenkende Herren, die Freude genießen, gleich dem braven William Young, auf ihren Pflanzungen keine durch harte Strafen, gefurchte Negerrückenzu sehen, vielmehr von ihren Leibeigenen triumphirend eingeholt zu werden, an ihren Lustparthien und Tänzen freundschaftlich Theil zu nehmen, und von ihnen wie ein Vater angesehen zu werden; stets hängt der arme Neger, im Ganzen genommen, noch viel zu sehr von der Willkühr des Pflanzers, von der Laune und Gnade, der Leidenschaft und Bosheit des Oberaufsehers ab; und sein jetziger Totalstand ist offenbar die Hölle auf Erden. Auch antwortete ein Neger seinem christlichen Geistlichen, der ihm von Bestrafung in jenem Leben sprach: „Nein, Vater, nicht für uns Neger gibt es dort Höllenpein, diese litten wir hier: diese Strafen sind nur allein für den Weißen, den Europäer, der seine schwarzen Mitbrüder so grausam mißhandelt.“

Sich viele Jahre hindurch ruhig mißhandeln zu lassen, dieß wäre gegen die Natur des Menschen. Der heftige, kühne, kraftvolle, rachsüchtige Neger, der schon in seinem Vaterlande dem Tode dreist in die Augen sah, duldet daher sicher nur so lange, als das Schicksal ihm durchaus keine Gelegenheit darbiethet, sich seinem Tyrannen entziehen zu können, um ihm zugleich durch seinen eigenen Tod, einen beträchtlichen Verlust zuzuziehen. Noth und Rachsucht geben ihm hierzu indeß hundertfache Mittel und Wege an die Hand; Muth und Todesverachtung leihen Kraft zur Ausführung.

Ein paar Worte über die brittischen Besitzungen in Indien.

Es ist nicht zu viel, nicht ohne Grund gesagt, wenn man behauptet, die brittische Monarchie ziehe ihre Hauptstärke, die sich auf Reichthum gründet, aus Indien; so wie dieß ungefähr auch bey Spanien und Portugall der Fall mit Amerika war. Eine mißlich prekäre Lage; denn so wie diese Stütze, die nicht so ganz sicher ist, und oft schwanket, fällt, so stürzt auch das Gebäude ein; wehe dann den Millionen, welche die Niederlage trifft!

Eine unermeßliche Goldgrube ist Indien für die Britten, aber wahrlich keine unerschöpfliche, besonders auf die Weise, wie sie verwaltet wird. Nicht mit Unrecht sagt daher ein französischer Beobachter: „Die Britten benützen ihre Besitzungen in Indien, als ob sie voraus sähen, daß ihre Herrschaft daselbst nicht von Dauer seyn

könne; denn sie sind nicht mit dem blossen reinen Ertrage des Landes zufrieden, sondern sie saugen es bis aufs Mark aus." — Die gutmüthigen Hinduer, schmachten unter dem härtesten Despotism. Wie kann es auch anders seyn, da selten ein Britte in einer andern Absicht nach Indien geht, als um sich dort zu bereichern; die Mittel dazu sind ihm gleichviel. Daher herrscht hier ein völlig organisirtes Raubsystem, vom untersten bis zum obersten Beamten hinauf; Jeder will seine Schäfchen scheeren; wenn es jedoch noch beym Scheeren bliebe, und nicht bis zum Schinden käme! Aber leider erlaubt sich der gelddurstige Britte, wenn er die Gelegenheit hierzu hat, Alles, um Geld zusammenzuscharren, theils um es zum luxuriösen Leben, das hier sehr kostsplitterig ist *), andern Europäern gleich zu thun, theils, wie dieß die Absicht der Meisten ist, um einen hübschen Sparpfennig mit nach Hause zu bringen, von welchem man dann seine übrige Lebenszeit in stolzer Ruhe, und im Ge-

*) Renouard de Ste. Croix. (Voy. T. I. p. 126.) berechnet daß ein unverheuratheter Mann, wenn er honnet nach Landessitte leben will, monathlich wenigstens 110 1/2 Thlr. sächs. zur Bestreitung seiner unentbehrlichsten Bedürfnisse nöthig hat.

nusse aller Lebensfreuden vergnügt zurückle-gen kann. *)

Was daraus folgen muß, da das Land so reich und die Einwohner meist so geduldig, so genügsam, so unterthänig sind; folglich der Habsucht ein so weites Feld geffnet ist, läßt sich ohne Mühe schließen: Bedrückungen, Erpressungen und Ungerechtigkeiten ohne Zahl. **)

Dieses alles ist bekannt. Alle nicht brittischen Schriftsteller und Reisebeschreiber, beschreiben diesen Despotendruck und diese Blutsaugerey der

*) Hafner erzählt (II. S. 68.) Herr Harcley, damahls neu ernannter Gouverneur von Masulipatnam habe ihn, als er ihm auf der Reise begegnete, aufrichtig gestanden, er sey nur hieher gekommen, um bey seinem zerrütteten Vermögenszustande sich einige 100,000 Pfund Sterl. zusammenzuscharren, um dann im Vaterlande vergnügt leben zu können.

**) Papi, Hafner, und viele andere neuere Schriftsteller führen die empörendsten Beyspiele davon an. Die schreyendste Ungerechtigkeit ist wohl die, durch welches der Satan den allverehrten Braminenfürsten Numdokomar unter dem erdichteten Vorwande, er habe einen falschen Wechsel gemacht, ganz unschuldiger Weise an den Galgen gebracht, weil dieser Biedermann es wagen wollte, die Verbrechen eines Schurken aufzudecken.

sonst als so großmüthig geschilderten Britten, in Indien mit den grellsten Farben. Die Britten selbst schweigen nicht davon. Die Sache ist weltkündig. Hat nicht Hastings mit seinem famosen Prozesse Aufsehen genug in der Welt gemacht; und als erwiesener Kapitalverbrecher entgieng er der verdienten Todesstrafe, weil er außer seinem eigenen, auch den Vortheil der brittisch-ostindischen Handelsgesellschaft durch seine Ungerechtigkeiten so außerordentlich befördert, und ihr Gebieth so sehr erweitert hatte *)

Man hat tausend Beyspiele dieser Art, seit die Britten in Indien herrschen, die den Fluch über dieses schöne Land gebracht, und sich den unversöhnlichen Haß der biedern Einwohner zugezogen haben.

Das Land Napaul (Napal, Nepal) womit die englische Regierung in Ostindien, jetzt in Krieg verwickelt ist, und welches unter dem 101 — 105. G. der Länge, und unter 27 Gr. 50 Min. bis zum 29 Gr. der Breite gelegen, war fast bisher gänzlich unbekannt; es ist dem chinesischen Reich zinsbar, von hohen Gebirgen umgeben, und stößt an Tibet und Bengalen; die Hauptstadt heißt Carmandu. Die Schaluppe Sphinx, welche die neuesten Nachrichten aus Ostindien

*) Die Prozeßschriften sind gedruckt.

mitbringt, meldet, der Beherrscher von Nepal sey geschlagen, und in die Nothwendigkeit versetzt, einen Frieden zu unterzeichnen.

Die Insel St. Helena, auf der Buonaparte am 15. Oktober zuverlässigen Nachrichten zufolge angelangt ist, liegt im südlichen atlantischen Weltmeer, zwischen dem südlichen Afrika und Amerika, dem 11. Grad der Länge, und den 16. der nähmlichen Breite. Sie hat 6 gute deutsche Stunden im Umfang, ist über das Meer sehr erhaben, sehr bergigt, und mit steilen Felsen umringt. Chapel-Valley-Bay, ist der einzige Landungsort, und dieser Punkt ist sehr befestigt. Er wird vom Fort St. James vertheidigt, deren Kanonen die Fläche der See bestreichen. Die Insel steht in der Mitte eines stürmischen Meeres, dessen Brandungen sich an den senkrechten Felsen theilen. Ein immer heiterer Himmel lächelt über sie hin, und die Heilluft daselbst ist wahrhaft wunderbar. Nie hörte man da einen Donnerschlag. Von dem Gipfel des Berges Diana, dem höchsten der Insel, erblickt man Schiffe in einer Entfernung von 60 (englischen) Meilen. Darum kann auch kein Schiff sich nahen, ohne daß es bey Zeiten gemeldet wird. Die Berge

der Insel sind mit Grün und mit allerhand großen Bäumen bedeckt. Die Thäler sind fruchtbar an mancherley vortrefflichen Früchten, Gemüse, ꝛc. Die Fruchtbäume tragen da zu gleicher Zeit Blüthen, unreife und reife Früchte. In den Wäldern blühen Orangen, Limonen, Zitronen- und andere Bäume. Auch Korn trägt die Insel. Es gibt Wildprät, Vögel in Menge, Geflügel und wildes Vieh, aber kein reißendes, kein giftiges Thier, doch sehr viele Ratten. Die Luft ist gesund, und die Einwohner, deren Anzahl, sammt der Besatzung nicht über 7000, nach andern 2000 Personen steigt, sind von Krankheiten befreyt. Der Himmelsstrich ist allda sehr heiß; allein es geht von Sonnenaufgang bis Niedergang ein frischer Wind, der die Hitze mäßigt. Diese Insel ist die einsamste auf der Erde. Der Portugiese Johann von Nova, entdeckte sie im Jahre 1502 am St. Helenatag; nachher kam sie unter die Herrschaft der Engländer, welche sie noch gegenwärtig besitzen. Sie war sonst ein Erquickungsort für die Schiffe, die aus Indien und China nach Europa zurücksegelten. Allein seitdem die Engländer im Besitz des Vorgebirgs der guten Hoffnung sind, landen fast keine Schiffe mehr da. Ohne Verrätherey kann Niemand von da sich flüchten, besonders, wenn

der Gefangene im Hause des Gouverneurs, das im Hochlande liegt, bewacht wird.

Mit den, in der Schlacht bey Waterloo erbeuteten Trophäen, traf auch der Thron und der Scepter des Königs von Candi in London ein, welcher von den Britten geschlagen, und von seinen eigenen Unterthanen meuchelmörderisch umgebracht wurde. Dieses Königreich machte einen Theil der Insel Ceylan aus, und ist jetzt ein Eigenthum der Britten.

Die Insel Ceylan*) biethet bey ihren großen natürlichen Reizen, dem nahenden Seefahrer einen ungemein schönen Anblick dar. Schon aus der Ferne zeigt sie ein frischeres Grün, und eine üppigere Fruchtbarkeit, als der größte Theil der malabarischen und koromandelschen Küsten. — Die flachen Ufer dieser von der Natur besonders gesegneten Insel sind mit fetten Reisfeldern überdeckt, zwischen welchen sich stolze Cocoswälder erheben. Immer grüne Gebüsche begränzen nak-

---

*) Richtiger Seilan, Selan oder Selan-Div, bey den ältern Orientalen Serendib. Die Portugiesen nannten jene ihrer Aussprache nach Ceylan, welchen Nahmen mehrere europäische Nationen angenommen haben.

te, furchtbare Felsenmassen, und gewähren durch den Contrast, einen bezaubernden Anblick.

Die Alten kannten sie unter den Nahmen Taprobana, Sielendiva u. s. w. Schon vor uralten Zeiten her berühmt, spielt sie auch eine Rolle in der heiligen Geschichte der Hinduer. Sie liegt im indischen Meere, an dem Eingange in den bengalischen Meerbusen, auf der Südostspitze der Ghatischen Halbinsel, von welcher sie durch die 15 bis 20 Meilen breite, aber seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, getrennt wird. Eine merkwürdige Reihe Sandbänke läuft von der Küste Koromandel aus, und wird die Adamsbrücke genannt, von welcher die Göttergeschichte der Hinduer viele Wunder erzählt. Sie liegt zwischen 97° 25′ und 99° 33. L. und zwischen 5° 53′ und 9° 57′ N. B., hat die Gestalt einer Birne, und ist daher von sehr ungleicher Größe. Der Flächenraum überhaupt beträgt 1730 Quadratmeilen. Die größte Ausdehnung in die Länge, ist von Norden nach Süden 55, und die größte Breite in dem südlichen Theil, von Westen nach Osten, 32 Meilen.

Die Nord- und Nordwestküste dieser Insel, von der Spitze Pedro bis zur Stadt Kolombo, ist flach, und von dem Meere ausgezackt, das sich in verschiedenen Richtungen, in großer Tiefe und beträchtlicher Breite in das Land hinein

erstreckt. Der breiteste Arm im nördlichsten Theile der eigentlich aus zwey Armen besteht, geht beynahe quer hindurch von Mulliwale bis nach Jafnapatnam, nach welchem letzteren Orte eine Insel benannt ist, welche an diesem Arme liegt. Mehrere dieser Eingänge bilden kleine Bayen; die vielen Sandbänke an der Küste aber, machen es großen Schiffen unmöglich, sich diesen Bayen und Buchten zu nähern. Die Ostküste hingegen, ist mit Klippen ganz eingefaßt; da hier das Wasser sehr tief ist, so können Schiffe von erster Größe sich ihr nähern. Auf dieser Küste sind auch die besten Häfen. Einige Felsenrisse ziehen sich auf der Südostküste in das Meer hinaus. Die Westküste ist flach, und die Erdstreifen, die sie umgeben, stoßen auf Cocoswälder. Die Ebene, die sich dazwischen hinzieht, stellt herrliche Reisfelder dar; den Hintergrund bilden gewöhnlich Waldungen, welche die Abhänge der Berge bedecken, und ihr schönes Grün fast nie verlieren.

Die Insel Seilan war zwar den Alten, vor der Entdeckung des Wasserwegs der Portugiesen nach Indien, wenigstens dem Nahmen nach bekannt; aber von ihrer frühern Geschichte wissen wir nichts Bestimmtes, indem dieselbe in Fabeln gehüllt ist, und die noch vorhandenen seltsamen Erzählun-

gen der Eingebornen bloße Sagen sind, die kein Licht über die Geschichte verbreiten.

Nähere und glaubwürdigere Nachrichten von dieser Insel beginnen erst mit dem Jahre 1505, in welchem der Portugiese Almeyda zufälliger Weise durch ungünstige Witterung genöthiget wurde, in einem Hafen von Seilan einzulaufen, wo er von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen wurde. Die günstige Lage der Insel, und ihre trefflichen Produkte, bewogen ihn, eine nähere und genauere Verbindung mit den Insulanern zu suchen; diese, die seit langer Zeit sich immerfort gegen die feindseligen Anfälle der Araber hatten vertheidigen müssen, waren bereitwillig, sich mit einem Volke näher zu verbinden, das durch die Ueberlegenheit seiner furchtbaren Waffen und seinen kühnen Heldengeist, ihnen geschickt schien, ihren Feinden Schrecken einzuflößen, dieselben in der Ferne zu erhalten, und der Insel eine erwünschte Ruhe zuzusichern. Es war daher dem Almeyda nicht schwer, als er eine gesuchte Audienz bey dem Könige von Seilan erhielt, denselben zu bereden, daß er versprach, den Portugiesen einen jährlichen Tribut zu bezahlen, unter der Bedingung, daß diese seine Küsten gegen alle Anfälle auswärtiger Feinde vertheidigen sollten.

Die Insel Seilan befand sich damahls ungefähr in demselben Zustande, in welchem wir sie noch gegenwärtig erblicken, außer, daß die Städte auf den Küsten, welche jetzt den eingedrungenen Europäern unterworfen sind, damahls noch den ursprünglichen Eigenthümern, den Singalesen gehörten. Kolombo, die heutige Hauptstadt der Britten auf Seilan, war damahls die Haupt- und Residenzstadt des Königs.

Der Zimmet, der bereits in frühern Zeiten das wichtige, allgemein gesuchte und hochgeschätzte Hauptprodukt dieser Insel war, reitzte die Habsucht der Portugiesen. Der Wunsch, sich des vortheilhaften Handels mit diesem einträglichen Artikel zu bemächtigen, brachte den Almeyda auf den Entwurf, Handelsniederlassungen hier anzulegen. — Dieser Vorsatz erregte jedoch bald die Eifersucht der inländischen Fürsten, und brachte sie so sehr gegen die Portugiesen auf, daß es bald zum Kriege kam. — Die Portugiesen erreichten ihre Absicht erst nach langem, blutigen Kampfe mit den Insulanern; ihr Anführer, der berühmte Albuquerque, Almeyda's Nachfolger, war ein tapferer Feldherr, begieng aber Fehler gegen die Staatsklugheit, indem er die Vortheile, die ihm die Eroberung der Küste von Seilan gewährte, nicht gehörig zu benutzen, und die, seit jenen Zeiten in das Innere der Insel zu-

rückgedrängten, ursprünglichen Einwohner, nicht schonend genug zu behandeln, und zu seinem Vortheile zu gewinnen wußte. Statt, durch ein freundschaftliches Verkehr mit den Insulanern, sie zum fleißigen Anbau zu reizen, und sich dadurch einen beträchtlichen Handelsgewinn zu verschaffen, verübten die stolzen Portugiesen, alle Grausamkeiten gegen sie, und folgten in ihrem Betragen der niedrigsten Habsucht, die nur den nächsten Gewinn sucht. Was die Insulaner am tiefsten kränken, und ihren Haß gegen die Fremdlinge am stärksten anfachen mußte, war die Frechheit und Bosheit, womit die Portugiesen, von ihrer Bigotterie und ihrem Fanatism verblendet, die Religion der gutmüthigen Singalesen angriffen, um sie über den Haufen zu stürzen, und ihre Anhänger mit Feuer und Schwert in den Schoos der christlichen Kirche zu führen. Durch Bekehrungsmittel, welche die Menschheit empören, haben die Portugiesen jener Zeit, in vier Welttheilen ihren Nahmen geschändet, und ihren militärischen Ruhm verdunkelt. Die grausame Inquisition erhob auch in Seilan ihr Haupt, und bezeichnete die Einführung des Christenthums in jenen Gegenden mit Blut und Schandthaten. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Religion der Christen, von den Singalesen mit Verachtung und Abscheu angesehen wurde. Aber die Portugiesen setzten

ihre blutigen Bekehrungsversuche fort. Sie benutzten die Uneinigkeit der vielen kleinen Fürsten, unter welche das Innere der Insel vertheilt war, und erweiterten ihr Gebieth, indem sie sich in die innern Kriege mischten, und für ihre Hülfe sich Länder abtreten ließen. Diese Kriege, die Gräuelthaten, mit welchen sie begleitet waren, und die den Portugiesen selbst nachtheilig wurden, indem sie den Handel zerstörten, und den Nahmen der Europäer, zum Gegenstande des allgemeinen Hasses machten, dieses so unedle als unpolitische Betragen, wurde gleichwohl über ein Jahrhundert lang fortgesetzt, und brachte Elend und Verzweiflung in jene Gegenden, welche die Natur zum schönsten Wohnsitz menschlicher Glückseligkeit auserwählt zu haben scheint.

Endlich schien ein heiterer Tag zur Rettung der unglücklichen. Singalesen anzubrechen. Die Holländer, die sich damahls vom spanischen Joch befreyt hatten, richteten ihre erlangte Macht auch gegen die Portugiesen, und griffen sie in allen ihren reichen und einträglichen Colonien und auswärtigen Ländern, die der Hauptgrund des portugiesischen Uebergewichts waren, an. Auch die Insel Seilan reizte ihre Eroberungssucht, da aber ...sigen Niederlassungen durch Natur und ansehnlichen Festungen gemacht waren, den neuen Eroberern schwer geworden,

ihren Zweck auf Seilan zu erreichen, wenn nicht die Singaiesen, von Haß gegen die verabscheuten Portugiesen entbrannt, sich sogleich bereit gezeigt hätten, den Holländern, die im Jahre 1603 zuerst unter Admiral Spielberg hierher kamen, allen möglichen Beystand zu leisten. Sie nahmen sie als Freunde und Befreyer auf, sobald sie hörten, sie seyen Feinde der Portugiesen, und giengen darauf aus, diese, aus allen unrechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben. — Der König von Kandi, der sich während der Herrschaft der Portugiesen ein solches Uebergewicht über die andern Fürsten des Landes erworben hatte, daß die Holländer ihn als Kaiser von Seilan begrüßten, sagte in der Audienz, die er dem holländischen Admiral Spielberg gab, er nehme das Anerbieten der Holländer, ihm die Portugiesen aus seiner Insel verjagen zu helfen, mit Vergnügen und Dank an; er selbst, mit Frau und Kindern wolle ihnen, im Fall sie ein Castell anlegen wollten, alle zum Bau erforderlichen Materialien liefern. — Der Vertrag wurde unverzüglich geschlossen, und die Holländer zögerten nicht, so vortheilhafte Vorschläge anzunehmen.

Im Jahre 1632 kam eine starke holländische Flotte auf der Insel Seilan an, und nun begann ein blutiger, hartnäckiger Krieg mit den Portu-

giesen, in welchen die Singalesen die Holländer kräftigst unterstützten. Der alte Heldenmuth der Portugiesen erwachte aufs Neue, sie zeigten in ihren Gefechten so viel Erbitterung als Geschicklichkeit, und erschwerten ihren Feinden jeden Schritt. Nur die Uebermacht siegte; die Holländer, die immer Verstärkungen aus Europa erhielten, während die Macht der Portugiesen täglich geringer wurde, rückten langsam, aber sicher vor, und bemächtigten sich nach und nach aller festen Plätze und Niederlassungen der Portugiesen. Doch konnten sie sich erst im Jahre 1656 der, aufs Hartnäckigste vertheidigten, portugiesischen Hauptstadt Kolombo bemächtigen, mit welcher die Portugiesen zugleich den letzten Rest ihrer Herrschaft auf dieser Insel verloren.

Die Freude der Insulaner über ihre Befreyung von den Tyrannen war ganz, unbeschreiblich, und ihr Dank gegen ihre Retter, ohne Gränzen. Der König von Kandi erstattete nicht nur den Holländern den Betrag ihrer Kriegskosten in Zimmet, sondern räumte ihnen auch die vorzüglichsten Besitzungen ein, welche den Portugiesen entrissen worden waren, worunter hauptsächlich der Hafen Trinkomale 8° 32′ N. B. 81° 17′ und die wichtige Festung Kolombo 7° 4′ N. B. 79° 47′ L. überdieß trat er ihnen die Städte Nigumbo 7° 20′ N. B. 79° 52′ L., und Punto de Gala,

(Point de Galle) 5° 59′ N. B. 80° 11′ L. ab, mit einer großen, sehr fruchtbaren Landstrecke.

Die Holländer schienen Anfangs sehr dankbar für die viele, ihnen erwiesene Güte und nannten sich blos die Hüter der Küsten, sie standen in dem besten Vernehmen mit den Singalesen, benutzten jedoch jede Gelegenheit sich furchtbar zu machen. Die Anzahl der herbeyströmenden Colonisten vermehrte sich außerordentlich schnell, und die Colonie blühte hoch auf. Die Eingebornen bemerkten diesen glücklichen Wachsthum ihrer Freunde anfangs mit Vergnügen und noch immer dauerte das gute Vernehmen zwischen beyden Theilen, besonders zum Vortheile der Holländer. Endlich aber trieben die Letzteren, zu ihrem eigenen Schaden, ihre Habsucht so weit, daß der bisher großmüthig gesinnte König von Kandi wohl erwachen mußte. Die Zwistigkeiten brachen in einen offenen Krieg aus, und es folgte eine Reihe blutiger Scenen, wobey beyde Theile litten, die aber für die Holländer, des Menschenverlustes wegen, am empfindlichsten waren. Wurde auch ein Friede geschlossen, so glaubten die oft wechselnden holländischen Gouverneure, sich dadurch nicht gebunden, und erneuerten, aus Unverstand, die Feindseligkeiten. Die Einwohner lernten bey diesem immerwährenden Fehden, den Krieg besser führen, und

wenn sie auch im Gefechte von den Holländern überwunden wurden, so mußten diese sich doch selbst nach dem Siege, bald wieder zurückziehen, indem sie in den unwegsamen Gebirgen oder Wüsten keine Nahrungsmittel fanden.

Der letzte große Krieg, den die Holländer mit dem Könige von Kandi führten, fällt in das Jahr 1764, in welchem die Holländer bis in die Hauptstadt Kandi drangen. Obgleich die List der Kandier noch einmahl über die europäische Taktik siegte, indem sie den Holländern die Lebensmittel abschnitten, und den Weg nach der Küste verlegten, wodurch die Hauptstadt wieder frey ward: so wußten die Holländer dennoch den König von Kandi zu demüthigen. Sie entzogen ihm die Salzzufuhr, und setzten ihn dadurch in so große Verlegenheit, daß er sich genöthigt sah, ihnen abermahls einen Strich Landes an der Küste abzutreten, und das Zimmetmonopol zu überlassen. Bald darauf erhielten die Holländer auch das Monopol mit allen kostbaren Produkten der Insel.

Die Feindseligkeiten brachen noch einmahl aus, doch legte sich der Streit bald wieder, und es wurde abermahls Friede.

Nun aber droheten auswärtige Feinde der Ruhe dieser Insel.

Im Jahre 1782 machten die Engländer unter Sir Eduard Hughes, nachdem sie die holländische Besitzung Negapatnam auf der, Seilan gegenüber liegenden, indischen Küste erobert hatten, den Versuch, dieser Insel sich zu bemächtigen. Es gelang ihnen am 5ten Januar, Trinkomale durch Ueberraschung zu nehmen, und schon schmeichelten sie sich, die ganze Insel zu erobern. Ein widriger Umstand vereitelte jedoch diese Hoffnung. Als die englische Flotte die Truppen ans Land gesetzt hatte, kehrte sie nach Madras zurück. Nun erschien der französische Admiral Suffen mit seiner Flotte, nahm den Engländern die Festung Trinkomale wieder weg, und rettete für dieses Mahl die Insel.

Die Britten ermangelten indessen nicht, bey erster Gelegenheit einen neuen Versuch auf Seilan zu unternehmen, und diese fand sich, als der französische Revolutionskrieg ausgebrochen war, und die Holländer auch Theil daran nahmen. Sogleich fielen die Engländer im Jahr 1795 über die holländischen Colonien her, und nahmen auch die Insel Seilan weg, die ihnen im Frieden von Amiens förmlich abgetreten wurde. Auch sie haben seitdem blutige Kriege mit dem Könige von Kandi geführt, deren Letzter sich mit dem Tode dieses Monarchen, und der gänzlichen Unterjochung der Insel endete.

Wir theilen hier, unsern Lesern eine hoffentlich nicht unwillkommene Beschreibnng eines so wichtigen Produktes dieser Insel, des Zimmets, mit.

Der Zimmetbaum, der zu dem Geschlechte des Lorbeers gehört, ist ein Baum von mittelmäßiger Dicke, mit einem geraden, 6 bis 10 Fuß hohen Stamme, aus welchem von allen Seiten eine Menge Zweige und Schößlinge ausschlagen. — Das Holz ist weich, leicht, porös, nnd hat Aehnlichkeit mit dem Weidenholze. Die abgeschälte Rinde ist das eigentliche Gewürz, der Zimmet. Das Holz wird zur Feurung gebraucht, auch schneidet man Bretter daraus. Aus den Wurzeln sprossen Fibern hervor, die wieder zu kleinen Schößlingen werden, und einen Busch um den Hauptstamm bilden. — Das Blatt des Baumes sieht dem Lorbeerblatte ziemlich ähnlich, nur ist es nicht so dunkelgrün. Gekaut hat es den scharfen Geschmack der Gewürznelken. Die Blüthen sind weiß. — Aus den Früchten, die den Eicheln ähnlich, nur nicht so groß sind, wird ein Oehl gepreßt, das sehr hell brennt aber am gewöhnlichsten zum Einschmieren der Haare und der Haut, von den Eingebornen gebraucht wird. — Der wichtigste und einträglichste Theil dieses Baumes ist seine Rinde, die jährlich zweymahl abgeschält wird, und dann als herrliches Gewürz in den Handel kommt. Die meiste wird

in der sogenannten großen Aerndte gewonnen, die jedes Jahr von dem Monat April bis in August dauert. Die kleine Aerndte hingegen währt nicht viel über einen Monat, nähmlich vom Ende des Novembers bis zu Anfang des Januars. Doch kann man auch oft zu andern Zeiten schälen.

Die besten, schönsten, und ergiebigsten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, liegen in der Nähe der europäischen Besitzungen: Kolombo, Negumbo, Kaltura, Matura und Punto de Gallo. Am besten gedeihen die Zimmetbäume an den Meeresküsten. Im Innern sind die Zimmetwälder schon dünner und seltener; auch soll das Gewürz das sie liefern, weit gröber seyn. Diese reiche Fundgrube des vortrefflichen Zimmets, ist demnach ganz in den Händen der Europäer, jetzt der Britten, welche beynahe alle übrigen Länder der Erde damit versehen. Der Zimmetbau im Innern des Landes, war ehedem ansehnlicher; da aber die Holländer dadurch gereizt wurden, den König von Kandi mit Krieg zu überziehen, um seine Zimmetvorräthe zu plündern, so entschloß sich der König, aus Verzweiflung, sein eigenes Land lieber zu verwüsten, als etwas übrig zu lassen, das die Habsucht der Holländer reizen könnte.

Es giebt auf dieser Insel verschiedene Arten Zimmetbäume, aber nur von vier derselben, wird

der Zimmet benutzt. Ehedem fand man nur wildwachsende Zimmetbäume; in neuern Zeiten hat man ihren Bau durch künstliche Anpflanzung veredelt und erweitert.

Das Zimmetschälen ist gewissermassen verpachtet, nähmlich jeder Bezirk, in welchem Zimmetbäume wachsen, muß jährlich eine, nach dem Verhältnisse der Anzahl der darin enthaltenen Dörfer und Einwohner bestimmte Quantität von diesem Gewürze, in die Magazine der Europäer abliefern. Dafür erhalten sie für sich ein Abgaben freyes Stück Landes, sind selbst noch von allen Personaldiensten frey, und genießen, nach Maßgabe der Quantität von Zimmet, die sie einliefern, noch mancherley Vorrechte und Freyheiten.

Diejenigen Einwohner des Küstenstrichs, welche hauptsächlich den Zimmetbau und das Zimmetschälen treiben, werden Tscholiars genannt, und bekennen sich zum Islam; sie sind aber keine eingewanderten Muhamedaner, sondern eingeborne Ceilaner, von dem Stamme Hascher, der die Küsten dieser Insel zu der Zeit bewohnte, als Araber, muhamedanische Glaubensprediger, den Islam nach Indier brachten, und in ihrem frommen Eifer auch diese Küstenbewohner bald bekehrten, die noch jetzt den Muhamedism

anhängen, und von den Holländern besonders zum Zimmetbau angestellt worden sind.

Diese Tscholiars genießen mancher Vorrechte, und Freyheiten. Sie haben ihre eigenen Vorgesetzten, welche auch die Aufsicht über die Wälder führen, damit sie nicht von Menschen, und besonders nicht vom Rindvieh beschädiget werden. Außerdem giebt es noch eine vornehmere Classe von Beamten, Mudeliers genannt, welche die Justiz und Polizey handhaben. Alle diese Beamten stehen wieder unter einem einzigen Ober-Intendanten, der den Nahmen Capitän-Canella, d. h. Zimmetkapitän führt; ihm wird von dem obersten Mudelier Bericht erstattet, und er legt den seinigen dem Generalgouverneur der Insel vor, unter dessen unmittelbarer Aufsicht er steht.

Die Einsammlung und Zubereitung des Zimmet zur Ausfuhr, geschieht hauptsächlich auf folgende Art: — Die Tscholiars suchen zuerst die Bäume auf, deren Rinde reif ist, welches sie vortrefflich zu erkennen wissen. Dann werden die Zweige, die drey Jahre und darüber alt sind, abgeschnitten, die äußere Haut wird abgeschabt, und die Rinde dann so abgeschält, daß sie ein Röhrchen bildet, die kleinen werden hierauf in die größern hineingeschoben, und zum Trocknen hingelegt, worauf sie zusammen-

schrumpfen, und die Gestalt erhalten, in welcher sie nach Europa kommen. So wie die Röhrchen getrocknet sind, werden sie in Päckchen zu etwa 30 Pfund, mit Bambusfasern zusammengepackt, und in die Magazine gebracht, wo sie aufgeschichtet und eingeschrieben werden.

Sobald der sämmtliche Zimmet in Magazine abgeliefert ist, geht die lästige Prüfung desselben an, die den europäischen Chirurgen übertragen ist, welche, weil die Güte des Zimmets nur durch den Geschmack beurtheilt werden kann, aus jedem Bündel ein paar Bröckelchen im Munde kauen und kosten müssen. Da nun der Zimmet, besonders in seinem frischen Zustande, eine eigene Schärfe hat, so beißt er ihnen in kurzer Zeit die Zunge und den Gaumen so wund, daß sie außerordentliche Schmerzen davon empfinden, und diese Proben kaum ein Paar Tage fortsetzen können, doch pflegen sie sich damit zu helfen, daß sie von Zeit zu Zeit Butterbrod dazwischen essen.

Der beste Zimmet ist derjenige, der sich am leichtesten zusammen rollt, und nicht dicker ist, als starkes Schreibpapier. Die geringern Sorten sind dicker, und von dunklerer Farbe, haben auch einen scharfen bitterlichen Nachgeschmack.

Bey der Absendung nach Europa wird der Zimmet mit schwarzem Pfeffer verpackt, der zwischen die, in grobe Leinwand oder Cocosfasernbast gethanene Zimmetbündel gestreut wird, und die Feuchtigkeit des Zimmets an sich zieht, wodurch dieser besser verwahrt, und jener angenehmer gemacht wird.

Miscellen.

Schreiben eines braunschweigischen Soldaten, über die Schlachten von Ligny und Belle-Alliance, an seine Eltern.

(In getreuer Abschrift.)

Liebe Eltern! Wir sind den 16, 17, und 18. immerst im Feuer gewest. Aberst da ging es mal her, riff riff, piff paff. Bey Mankemeyer und mich fielen immerst 10 bis 12 Mann in einer Flanke, nu kännt ihr denken wie's herging. Arme und Beine, alles weck, mich haben die Rackers den Roßschweif vor der Nase und die Patrontasche vor den Steiß weggeschossen, aberst die haben auch mal Schläge gekriegt! Kein Parton! immer druf, mit der Kolbe habe ich flugs 6 hinter einander dodt geschlagen, daß die Hunde keinen Knokken mehr

regten. Zwey Zackermenters habe ich nicht rech getroffen, das krepirt mir noch. Aberst in dem Gemetzel kann man sich nicht lange umsehen. Liebe Eltern! Gottlob daß ich schreiben gelernt, nun kann ich euch doch Nachricht geben. Ihr könnt denken, daß mein Leben an einen seidnen Faden hing, nehmt mal an, der Roßschweif; der sitzt doch dicht am Koppe. Aberst wenn ich erst mal wiederkomme, denn sollt ihr hören, und Maul und Nase aufsperren, ne, das ist kein Spaß. Kunrad und Schuppe sind dodt, und Anders Dewers ist auch dodt, aberst ich lebe, nu das ist man gut, denn ihr hättet euch mein Tage nich zufrieden gegeben. Grüßt Marlene, die wird sich freuen, und der Herzog ist auch dodt, den hat eine Kugel durch den Leib geschoten, und da haben sie ihn aus der Patalge auf die Pankeneter weck getragt, da wurden wir erst ganz wiethenhaftig, und schlugen immer von Bodendahl, da fielen die französischen Karnalgen wie die Rieben, nu well ich aufhören, wenn ich mal komme, sollt ihr mehr hören. Grüßt auch den Schapmeister, damit er weiß, daß ich gut durchgekommen bin. Ich verbleibe

Euer

Kunrad Kenne.

Grüßt nochmals Marlene.

Die merkwürdigsten Ereignisse aus Buonaparte's Leben, während des Monats März, seit 20 Jahren.

März 1796. Buonaparte wird zum Oberbefehlshaber der italienischen Armeen ernannt.

— 1801. Buonaparte schließt den Frieden von Amiens.

— 1804. Buonaparte läßt den Herzog vnn Enghien erschießen.

— 1805. Buonaparte nimmt das Königreich Italien an.

— 1808. Buonaparte beginnt seine Unternehmungen gegen Spanien.

— 1809. Buonaparte unternimmt seinen letzten Krieg gegen Oesterreich.

— 1810. Buonaparte empfängt in Frankreich die Erzherzoginn Marie Louise.

— 1011. Buonaparte verkündet die Geburt seines Sohnes.

März. 1812. Buonaparte beginnt seine Unternehmungen gegen Rußland.
— 1813. Buonaparte vereinigt neue Streitkräfte in Deutschland gegen das verbündete Europa.
— 1814. Buonaparte dankt ab.
— 1815. Buonaparte kömmt nach Paris zurück.
— 1816. Buonaparte lustwandelt in Helena.
— 1817. Buonaparte . . . . ?!

Ueber die Ursache, die aus dem Veilchen ein Vereinigungszeichen der Buonapartisten machte, erhält man folgenden Aufschluß:

Drey Tage vor der Abreise nach Elba, ging Buonaparte in dem Garten von Fontainebleau, in Begleitung Marets und Bertrands spazieren. Buonaparte war noch ungewiß, was er thun sollte, und um seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten, fragte er einen Knaben, der einen Veilchenstrauß band, ob er ihm wohl diesen Strauß geben wolle? Buonaparte erhielt ihn, und sagte nach einigem Nachdenken: „Das Veilchen soll fortan das Sinnbild meiner Wünsche seyn!“ — „Sire, antwortet Bertrand, um des Ruhmes Ew. Majestät willen, hoffe ich, daß diese Gesinnung nicht länger dauern wird,

als diese Blume.“ Buonaparte schwieg. Am andern Morgen ging er wieder in den Garten, und suchte nach Veilchen an einem Orte, wo sie einzeln standen. Der Gardegrenadier Choudieu sagte zu ihm: „Sire! nächstes Jahr werden Sie hier mehr pflücken, die Veilchen werden dichter stehen!“ Buonaparte sieht ihn starr an, und sagt: „du glaubst also, daß ich künftiges Jahr hier seyn werde?“ — „Vielleicht noch eher, wenigstens hoffen wir es.“ — „Soldat, du weißt wohl nicht, daß ich übermorgen nach Elba gehe?“ — „Ew. Majestät! läßt den Sturm vorüber“ — „Denken deine Kammeraden wie du?“ — „Fast alle!“ „Sie mögen so denken, es aber nicht sagen. Geh zu Bertrand, er soll dir 20 Napoleonsd'or geben, aber schweige!“ — Choudieu sagte zu seinen Kammeraden, daß Buonaparte seit zwey Tagen mit einem Veilchenstrauß in der Hand spazieren gehe, und von diesem Tage, nannten ihn die Soldaten heimlich Vater Veilchen. Dieß Geheimniß wurde allmählig laut, und als die Jahreszeit kam, trugen alle Buonapartisten Veilchen, entweder im Knopfloch oder im Munde. Und an diesen Zeichen erkannten sie sich.

Die Freykorps, die sich bey Buonaparte's Wiedererscheinen bildeten, brachten über Frankreich mehr Unheil, als die fremden Heere. Die sogenannten Kosaken der Pariservorstädte St. Antoine und Marceau, welche sich als russische Kosaken kleideten, begiengen unerhörte Greuel. Solche Pseudokosaken drangen in ein Dorf bey Meaux, und räumten auf. Ein französischer Oberst, der in diesem Dorf ein Landgut hatte, und mit seinem Regimente zu Meaux stand, rekognoszirte auf die Kunde hievon, den Feind, sah, daß es verkleidete Taglöhner aus der Vorstadt St. Antoine waren, umzingelte die Räuber, und hieng sie an den Bäumen auf.

Ein pohlnisches Regiment bey dem Vortrabe der russischen Armee, fouragirte auf dem Marsche von Troyes nach Fontainebleau in einem Dorfe. Einige Soldaten wollten Unordnungen begehen, da mahnte sie ein Mann in ländlicher Kleidung in pohlnischer Sprache hiervon ab. Die betroffenen Soldaten schlossen einen Kreis um den Fremdling, und fragten, wer er denn sey? Dieser wischte sich eine Thräne aus den Augen, und rief mit erstickter Stimme: „Ich bin Kosciusko!" Wie ein electrischer Schlag durchdrangen diese

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Worte die Soldaten. Sie bezeigten diesem Manne ihre Ehrerbiethung. Als Kosciusko in sein nahes Haus zurückkehrte, fand er eine russische Wache zu seinem Schutze.

Als Scipio für Pompejus in Afrika fruchtlos gekämpft hatte, und nach Spanien übersegelte, wurde sein Schiff von feindlichen Schiffen umzingelt. Seine Schiffsmannschaft ergab sich, und Scipio durchbohrte sich mit einem Schwert. Als Cäsars Soldaten fragten, wo der General wäre? antwortete Scipio: „Er ist, wo er seyn muß," und starb. Dieser Zug bildet einen seltsamen Kontrast mit dem Ausgang des Tages von Waterloo. Die Grenadiere der französischen Garde hatten geschworen zu siegen oder zu sterben. Sie lösten ihr Wort; der Wald von Soignies ist ihr Grab —

Es ist wirklich auffallend, wie so manches im Leben Buonaparte's an das Seltsame, und Wunderbare gränzt, und wie die Nemesis darauf sann, durch ihr wundergleiches Spiel, den Beobachter der Zeit aufmerksam zu machen. Bekannt-

lich ließ Buonaparte in seiner glänzenden Periode die prächtigen Granitsäulen aus dem Dome zu Aachen nehmen, und nach Paris bringen, wo sie einen Eingang des Museums zierten. Diese Granitsäulen, deren 8 sind, stammen her aus — Elba, und wurden von — Helena, Mutter Constantin des Großen, nach Kölln geschafft, wo sie zum Bau der dasigen St. Gereonskirche verwandt wurden. Karl der Große kaufte sie, und brachte sie nach Aachen.

Da von den Franzosen bekanntlich die Schlacht von Waterloo in ihren Berichten: „Schlacht von Monte Jean" genannt wird, so macht man die Bemerkung, daß der heilige Johannes, Buonaparte stets abhold war, denn bey St. Jean d'Acre war es, wo er durch Sir Sidney Smith zuerst geschlagen, und bey Monte St. Jean, wo er durch Blücher und Wellington vernichtet wurde.

Uebersicht
des Menschenverlustes,
der durch die,
von Buonaparte seit 1802 angestifteten Kriege verursacht worden.

1. Der Krieg auf St. Domingo vom Jahre 1801 bis 1806 mit Toussaint, Louvertüre, und nach dessen Abführung, mit seinen Nachfolgern tödtete: a) französische Soldaten und Matrosen, 60,000 Mann; b) weiße Bewohner der Insel, wenigstens 50000 Mann; c) Neger gewiß auch 50,000 Mann.

2. Der Seekrieg mit England von 1802 bis 1814 tödtete in Schlachten, durch Krankheiten in Gefangenschaft, ferner durch Verheeruugen in Städten und auf Küsten, mäßig genommen, von Franzosen, Engländern, und den beyderseitigen Bundesgenossen 200,000 Mann.

3. Der kurze, aber sehr blutige, und im Spätjahr geführte Krieg des Jahrs 1805 tödtete auf beyden Seiten gewiß 150000 Mann. (Wir rechnen auch die umgekommenen Einwohner, und die durch Lazarethseuchen Getödteten mit.

4. Der Aufstandkrieg in Kalabrien von 1805 bis 1807 vernichtete wenigstens 100,000 Menschen.

5. Der nordische Krieg von 1806 und 1807 nahm in Deutschland, Pohlen, Rußland und Frankreich gewiß weg, 300000 Mann.

6. Der spanische Krieg, wenn wir nach Napoleons eigenen Berichten rechnen, so wird das Facit zu vortheilhaft für ihn. Er hat sich da offenbar überrechnet; denn wären diese Berichte wahr gewesen, so hätte nach 2 Jahren in Spanien kein Mann mehr gefunden werden können. Nach einen sehr mäßigen Ueberschlag sind 200,000 Franzosen und französische Bundesgenossen, und eben so viel Engländer, Spanier und Portugiesen, jedes Alters und Geschlechts, durch Schlachten, Verwüstung, Hunger, Mord und Seuchen, alljährlich umgekommen, gewiß nicht zu hoch angesetzt. Dieß macht von Herbst 1807 bis zum Herbst 1813, in 6 Jahren die glorreiche Summe von 2,400,000 Menschen.

7. Der Krieg in Deutschland und Pohlen im

Jahr 1809 lieferte auf beyden Seiten gewiß 300,000 Mann.

8. Der Feldzug von 1812 kostete, wenn man die ungeheure Begleitung des Trosses mitrechnet, das Leben 500,000 Franzosen und Verbündeten; 300,000 Russen in Schlachten, in Lazarethen, in verbrannten Städten und Dörfern, wenigstens 200,000 Einwohnern, von Pohlen, Deutschland und Frankreich durch die pestartigen Krankheiten, welche die verhungerten, französischen Pferdefleischfresser, allenthalben hintrugen, 1,000,000 Menschen.

9. Den Feldzug von 1813 und 1814 schlage ich, alles in allem gewiß nicht zu hoch an, mit 450,000 Menschen.

10. Seine Wiedererscheinung, und der mit dieser zusammenhängende Krieg in Italien, raffte gering gerechnet 300,000 Menschen hin.

Wenn man diese Summen zusammen zieht, so gibt es ein Facit von 5 Millionen und 380,000 Menschen, die er seit dem Jahre 1802 vom Leben zum Tode gebracht. Vertheilt man die Summe, so bekömmt beynahe jedes Jahr eine halbe Million Menschen. Wieviel Menschenleben und Menschenglück er dadurch im Keim erstickt hat, liegt ausser aller menschlichen Berechnung. Die Zweifler wollen wir zur Strafe auf die Schlachtfelder von Eylau, Wagram, Saragossa,

Borodina und Leipzig, und in die Lazarethe von Wilna, Dresden und Leipzig schicken.

Im November 1813 wurden zu Erfurt, während der Belagerung, die Leichname aus den Spitälern unbedeckt über die Gasse getragen. Um der Anständigkeit doch einigermaßen etwas mehr zu huldigen, fuhr man späterhin die Todten in einem, bey dem Rückzuge zurückgebliebenen Gepäckwägen der kaiserlichen Garde, auf dem (wie herkömmlich) ein französischer Adler gemahlt, und zu lesen war: Equipage de S. M. l'Empereur et Roi. Wahrlich eine lakonische Leichenrede, und bedeutsame Strafpredigt.

Der Ort, wo das Wirthshaus la belle Alliance (Schönbund) erbaut ist, hieß vor dem le Tri Motteau. Er liegt auf der Straße von Brüssel nach Namur, an den Gränzen der Gemeinden Plancenoit, und Braine Lalleud. Dieß Haus wurde vor ungefähr 57 Jahren von einem Nahmens Dave, erbaut, der ein junges und artiges Mädchen heurathete. Dave starb bald, und die junge Witwe schritt zur zweyten Ehe, allein bald wurde sie wieder Witwe. Endlich

schritt sie zur dritten Ehe, und nahm einen schönen Stallknecht, Nahmens Delbouche, und daher der Ursprung des Nahmens, belle Alliance, den dieß Wirthshaus erhielt.

Scenen
in Straßburg.

Die Auflösung der französischen Armee veranlaßte mehrere Scenen, von der wohl die, welche in Straßburg sich ereignete, die merkwürdigste ist.

Man beschäftigte sich eben mit der wichtigen Frage, von der Verabschiedung der Truppen, die ehestens Statt haben sollte. Um nicht ohne Geld nach Haus zu kommen, erwarteten die Offiziere und Soldaten die Bezahlung ihres rückständigen Soldes. Am 2ten September 1815, früh begaben sich die Offiziere insgesammt zum Obergeneral, und von da zu dem Gouverneur, und erhielten die Gewißheit, daß kein Geld zu die-

sem Zwecke vorhanden sey. Die Unteroffiziere thun denselben Schritt beym Obergeneral, und erhalten dieselbe Antwort, berathen sich untereinander, und gehen in ihre Kasernen. Die ganze Truppe greift zum Gewehr, und erkennt den ältesten Sergeanten im Dienste, Nahmens Delouzi, aus dem südlichen Frankreich, vom 7. leichten Infanterie Regimente als ihren Chef an. Auf seinen Befehl wurden starke Pikete an alle Stadtthore, an das Zeughaus, so wie vor die Häuser des Generaleinnehmers und Zahlers der Division gestellt. Der königliche Pallast, wo der Obergeneral wohnt, wird umringt. Kanonen, Haubitzen mit ihren Pulverwagen werden auf den Paradeplatz geführt, der einem Lager gleich sah, und Nachts durch Feuertöpfe erleuchtet wurde. Sechs geladene Kanonen mit brennenden Lunten, wurden vor dem Pallaste aufgepflanzt. Alle Befehle wurden im Nahmen der Garnison gegeben. Die Soldaten erklärten wiederhohlt, sie hätten nichts gegen die Einwohner, und wüßten wohl, daß selbige schon Opfer gebracht, um ihre Vertheidiger zu entschädigen; dennoch drangen sie auf ihre Bezahlung, und versicherten, daß sie nur unter dieser Bedingung ihre Gewehre niederlegen würden. Man schwebte natürlich in großen Besorgnissen. . . Da die Kassen des Einnehmers und Zahlers

nicht versehen waren, mußten also die Einwohner zu Hülfe kommen. Die Munizipalität versammelte sich, schreibt eine Vertheilung aus, vor Mittag zahlbar, bey Strafe der Execution.

In 24 Stunden war die nöthige Summe, beyläufig 700,000 Franken, beysammen. Die Auszahlung fieng sogleich an, und am 4. Vormittags war sie geendet. Die Garnison erklärte, sie sey zufrieden, die Kanonen und alle Posten wurden zurückgezogen, die Thore und alle Kommunikationen wieder geöffnet, und die Stadt kam aus ihrer grausamen Lage, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden war. Der einzige Kutscher des General Rapp, der in den Pallast zurückfuhr, und einen Knaben unvorsichtiger Weise verwundet hatte, wurde erbärmlich mißhandelt, und starb am andern Tage an seinen Wunden. Die Garnison betheuerte immer, sie sey dem Könige unterworfen, und als sie von dem Paradeplatz abzog, um in ihre Kasernen zurückzukehren, ließ sie die weiße Fahne, unter dem tausendfachem Rufe: „es lebe der König, es leben die Straßburger!" weben. Die Verabschiedung ging mit größter Ruhe von Statten; und auf dem Glacis der Festung, wo die Soldaten von ihren Offizieren Abschied nahmen, fielen rührende Auftritte vor.

Der k. k. General Herr von Volkmann, welcher am Paradeplatze wohnte, erhielt von der Garnison sogleich eine Schutzwache. Herr von Volkmann zeigte übrigens bey diesem Ereigniß, ganz die seinem Stande gebührende Würde und Kaltblütigkeit. Man erzählt, daß der Insurgentenanführer Beauzis, sich in Person zu ihm verfügte, und Vorschläge zu einer Unterhandlung mit dem Fürsten von Hohenzollern machte, worauf ihn Herr von Volkmann fragte: „Seit wann wohl ein österreichischer General mit einem französischen Sergeanten unterhandle? und ihm trocken die Thüre wies.

Der

Herzog von Richelieu.

Der neue französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Richelieu, ist in Frankreich und Europa bekannt. Ueberall kennt man seinen edeln Charakter, die im Rufe stehenden, von ihm herrührenden Einrichtungen, die Dienste, die er einem großen Reiche geleistet hat, die schmeichelhafte Erkenntlichkeit, und die prächtigen Belohnungen eines großmüthigen Monarchen. Nach dem Beyspiel jener zum Krieg und Ruhm gebornen, alten französischen Diener, die, weil sie diesen edlen Ehrgeitz in ihrem Vaterlande, welches die Segnungen des Friedens genoß, nicht befriedigen konnten, einer fremden Macht ihren Degen anbothen, und unter einem erfahrnen Feldherrn fochten, gieng auch der Herzog von Richelieu noch sehr jung aus Frankreich, und diente mit

dem Grafen von Langeron und dem Grafen Roger de Damas unter Suwarows Fahnen gegen die Türken. Diese jungen Franzosen zeichneten sich durch glänzende Tapferkeit aus, die vom General und den russischen Soldaten bemerkt wurde. Die erstern in Frankreich ausgebrochenen Unruhen riefen ihn in sein Vaterland zurück; er eilte als guter Bürger zurück, aber zu einer Zeit, wo schon alle guten Bürger als Feinde behandelt wurden. Jedoch erhielt er ein Regiment, welches er commandirte, lange Zeit dem Könige getreu. Eines Tages drang er, durch tausend Hindernisse und Gefahren bis zu dem unglücklichen Monarchen, um ihm heilsame Rathschläge zu geben. Als endlich in Frankreich alles verloren war, suchte er Mittel, seinem Vaterlande außerhalb zu dienen; er gieng zu den Fahnen der würdigen Nachkommen des großen Conde. Aber bald schien dieses Vaterland unter den Nahmen der Freyheit, unwiederbringlich in Sclaverey versunken zu seyn.

Der Herzog von Richelieu glaubte Frankreich entsagen zu müssen, und ging in ein fremdes Land, was jedoch ihm nicht ganz fremd war; er ging in die Dienste Rußlands, wo er seine Laufbahn angefangen hatte. Bey dieser Macht suchte er Zuflucht, er fand ein wahres Vaterland, und nichts ist ehrenvoller, als die

Art, wie er aufgenommen wurde. Hier schenkte ihm ein großer Souverän sein besonderes Wohlwollen. Der Herzog entsprach diesem ehrenvollen Zutrauen; die wichtige Handelsstadt Odessa, am schwarzen Meere, ist durch seine Sorgfalt, neu geschaffen worden. Familienangelegenheiten, und ohne Zweifel auch der in dem Herzen eines Franzosen nie erlöschende Wunsch, den Boden, auf welchem er geboren worden, wieder zu sehen, führten ihn in den ersten Jahren der Buonapartischen Tyranney nach Frankreich zurück. Buonaparte wandte alle Schmeichlerkünste an, um ihn in Frankreich zu behalten, aber der Herzog von Richelieu, der unter den väterlichen Gesetzen Alexanders leben durfte, und mit der Gnade dieses Fürsten überhäuft war, verachtetete die Gunst des Tyrannen seines Vaterlandes und des Räubers des Thrones seiner Könige. Nach der wunderbaren Wiederherstellung dieses Thrones, eilte der Herzog von Richelieu zu dessen Dienste herbey. Aber das unglückliche Frankreich, fiel zum zweyten Mahl unter das Joch des Usurpators. Alle guten Franzosen betrachteten den Herzog von Richelieu, der dem besten, unglücklichen König nach Gent gefolgt war, als eine der festesten Stützen des Thrones, dessen Wiederherstel=

lung sie hofften, und sehnlich wünschten. Schon damahls hoffte man, er werde Minister werden. Selbst der Nahme des Herzogs von Richelieu, ist eine glückliche Vorbedeutung. Man erinnere sich, aus welchem Wirrwarr Frankreich durch einen, aus dieser hohen Familie stammenden Minister gezogen wurde, zu welchem Glanz er Frankreich erhob, und welche Größe er ihm vorbereitete. Man erinnere sich, daß der erlauchte Vorfahrer Alexanders, bey dem Grabe des Kardinals Richelieu ausrief: „O großer Mann! lebtest Du noch, die Hälfte meines Reiches wollte ich Dir geben, wenn Du mich lehrtest, die andere Hälfte zu regieren.“

Ueber das Alter einiger deutschen Fürstenhäuser.

Ein Aufsatz im Hamburger = Correspondenten 1815. Nro. 38, vom 8. März, ist die Veranlassung des gegenwärtigen Versuchs, den Vorzug historischer Wahrheit, vor schmeichelnder Fabel zu zeigen. In jenem öffentlichen Blatte wird behauptet, Wittekind, der Sachsenkönig, sey der Urahnherr der meisten großen Herrscherhäuser Europens, der Habsburge, der Hohenzollern, der Oldenburge, der Bourboniden, der Welfen, und der Wittelsbache, wozu die gemeine Sage vor allen andern die jetzigen Beherrscher Obersachsens zählt.

In der That wäre diese Behauptung in einem Zeitalter verzeihlich wo die Gränzen der wahren Geschichte, und der fabelhaften Sage, in ein ander liefen, und wo der Despotismus der Stütze einer Ableitung von Göttern und Heroen der Vorzeit, bedurfte. Wohl zu verzeihen war es, wenn die Herrscher Griechenlands, ihr Ge-

schlecht von Zeus und Herkules, die römischen Könige von Aeneas, wenn noch bis vor hundert Jahren das Geschlecht der Hohenzollern von dem fränkischen König Pharamund abgeleitet, der Stammbaum der anhalt'schen Fürsten bis zu Odoacer, der Heruler Heerführer, oder gar zu Askems, Noah's Enkel hinaufgeführt wurde. Aber wir, Genossen einer hellern Zeit, ausgerüstet mit allen Erfordernissen der historischen Kritik, wir, Unterthanen von Fürsten, die Verächter solcher pedantischen Schmeicheley, ihren Ruhm vielmehr in der Wohlfahrt ihrer Völker, als in der vorgeblichen Abkunft von Heroen der fabelhaften Vorzeit, suchen, wir sollten doch entfernt von dergleichen Beleidigungen historischer Wahrheit seyn.

Es ist merkwürdig, daß die Geschichtschreiber, welche dem Wittekind zum Anherrn späterer Geschlechter machen, ihn König und Herzog nennen. Dithmar von Merseburg (Lib. I. pag. 8. ecl. Wagner) nennt ihn gerade zu rex; Albert von Stade (Schilter. script. rer. germ. I. pag. 211.) magnum ducem; ebenso Wittekind von Corbey (Meibom script. germ. I. pag. 638.) die oldenburgische Chronik (ebend. Tom. II. p. 130.) Gobelin Persona (ebendas. Tom. I. pag. 238.) Albert Krantz (Saxon. lib. II. c. 24. 25. p. 27.) und viele Andere mehr.

Dieß ist nun gewiß ein Irrthum: denn es würde sich mit der Staatsklugheit eines großen Eroberers und Regenten sehr schlecht reimen, wenn er seinen bittersten Feind, der drey und dreyßig Jahre lang mit ihm Krieg geführt, und mehrmahls die Verträge gebrochen, zum König oder Herzog der Gränzländer gemacht hätte Carl hat in der That keinen seiner getreuesten Franken, zum König oder Herzog über eroberte Länder gesetzt, sondern er schickte Missos, Gesandte oder Staathalter in die Provinzen, unter denen die Grafen die weltlichen, und die Bischöfe die geistlichen Angelegenheiten besorgten. Nachdem sich Wittekind hatte taufen lassen, so erfolgte allererst die Unterwerfung der Sachsen im Jahre 803, auf Bedingungen des Friedens, die ihnen Carl zu Selz bewilligte. (Poët. anon. in Leibnitz. script. germ. I. p. 153.) Was von der Zeit, an Wittekind für eine Rolle gespielt hatte, das wissen wir nicht. Albert von Stade, obgleich ein Schriftsteller des dreyzehnten Jahrhunderts, gibt doch eine Nachricht, die wenigstens viel innere Wahrscheinlichkeit hat. Er nennt ihn (a. a. O. p 205. „e Germania profugnum." Dürfen wir diese Worte deuten, so verließ Wittekind sein Vaterland, der Sachsen Vorwürfe scheuend, um sich in Frankreich, vielleicht am Hofe Kaiser Karls

aufzuhalten. Vermuthlich war er diesem ein sehr willkommener Geisel, und Bürge für die Treue und Unterwürfigkeit der Sachsen.

Aber auch selbst früher, selbst vor seinem Fall, konnte er weder König noch Herzog der Sachsen genannt werden, denn es stritt gegen der Sachsen Verfassung sich einem Herrn zu unterwerfen. Bloß im Kriege wählten sie sich einen Heerführer, dessen Würde mit dem Ende des Krieges aufhörte. (Beela Venerab. hist. eccl. lib. V. c. 11. p. 406. ed. Cantabr. 1744. Alb. Krantz. Saxon. I. p. 115.) Ein solcher Heerführer der Westphälinger war Wittekind, wie Albin die Ostphalen, und Bruno die Engern anführte.

Die Nachkommen Wittekinds nennen schon frühe Zeugen: Wittekind von Corbey aus dem zehnten, und Dithmar von Merseburg aus dem Anfang des eilften Jahrhunderts. Beyde kommen darin überein, daß sie Mathilden, die zweyte Gemahlinn Heinrich des Voglers, und Mutter Kaisers Otto des Großen, aus Wittekinds Geschlechte, herleiten. Der Annalist von Corbey (Meibom. scrip. germ. I. p. 638.) nennt den Vater Mathildens Thiodericus, der Merseburger-Annalist, Theodoricus, ohne daß beyde ihn weiter bezeichnen; aber beyde versichern: er sey ein Nachkomme Wittekinds

gewesen. Dasselbe widerholt Albert von Stade; und Gobelin Persona, der ohne Weiteres die sächsischen Herzoge, für Nachkommen Wittekinds ausgibt, aber auch das Grabmahl des alten Herrführers im Osnabrück'schen sucht (Meibom. script. germ. I. p. 238.) Beyde Angaben eines Schriftstellers aus dem vierzehnten Jahrhundert verdienen indessen keiner besondern Achtung.

Wer Mathildens Vater, Dietrich gewesen, darüber sind die Nachrichten nicht übereinstimmend. Im Leben Mathildens (Leibnitz script. Branso I. p. 193.) wird er Comes in occidentali regione genannt; also ein Graf in westlichen Deutschland. Die oldenburgische Chronik (Meib. script. germ. Tom. II. p. 130.) nennt ihn Archicomes de Oldenburg, und gibt seine Mutter als die Tochter Wittekinds an. Wenn nun aber Mathilde nach Dithmar von Merseburg, im Jahre 968 gestorben, ihr Leben also anderthalb Jahrhunderte vor Wittekind getrennt ist, so könnte ihr Aeltervater, allenfalls Wittekind gewesen seyn. Doch wiedersprechen sich hierin die Angaben. Nicht blos wird in den Halberstädtischen Annalen (Leukfeld. ann. Halberst. p. 113.) Mathildens Vater, Dietrich, Graf zu Ringelheim genannt: sondern Albert von Stade, und Albert Kranz, leiten das Geschlechtsregister Heinrich des Voglers, auch unmittelbar von Wittekind ab. Beyde schöpften vielleicht aus

derselben trüben Quelle, wenn sie dem alten Heerführer der Sachsen einen Sohn, Nahmens Wiegbert, geben, den sie Herzog der Sachsen nennen. Der Stadische Annalist (l. c. p. 224) setzt die Stammtafel bis auf Heinrich den Vogler so fort: Wigberts Sohn, also Enkel Wittekinds, war Wulbert dessen Sohn Lutolf, dessen Sohn Otto der Vater Heinrichs. Wenn nun nach der Oldenburgischen Chronik, Mathildens Großmutter die Tochter Wittekinds gewesen, so hätte Kaiser Heinrich offenbar seine Großtante geheirathet, und doch war Mathilde viel jünger als er. Man sieht also, daß das Geschlechtsregister der sächsischen Kaiser sich nicht ohne die größte Unwahrscheinlichkeit bis zu Wittekind hinaufführen läßt.

Dazu kommt, daß zwey andere Zeugen, die wenigstens eben so viel Glauben verdienen, als die angeführten, Wittekinds Geschlecht in Frankreich finden. Albert von Stade (Schilter. scrip. germ. I. p. 205.) sagt ausdrücklich: Odo oder Uto Graf von Paris, der nach der Entthronung Carls des Dicken (886) Frankreich beherrschte, sey ein Sohn Roberts des Tapfern, und ein Enkel des berühmten Wittekind gewesen. (Vergl. Abbo de bellis Odonis in du Chosne script. franc. tom II. p. 499.) Wäre diese Angabe richtig, so wäre Hugo Capet, der Stammvater der Bourbons, ebenfalls ein Nachkomme Wittekinds.

Denn Hugo Capet's Großvater, war Robert, der Bruder Odo's, also auch ein Enkel Wittekind. In der That sehen wir keine Gründe, um diese Nachricht zu widerlegen. Robert der Tapfere, Odo's Vater, wird von allen fränkischen Geschichtsschreibern, als Wittekinds Sohn angegeben, und wenn wir es vorher wahrscheinlich gemacht, daß Wittekind seinem Sieger nach Frankreich gefolgt sey, so sind ohne Zweifel auch seine Söhne dort erzogen. Ueber seine deutschen Nachkommen, stimmen aber die Zeugnisse so wenig überein, daß wenigstens die Ableitung der Kaiser aus dem sächsischen Stamme sehr zweifelhaft ist.

Am wenigsten dürfte das Geschlecht der jetzigen Beherrscher Obersachsens von dem alten Heerführer Wittekind abgeleitet werden können. Unverwerfliche historische Zeugnisse führen uns darauf, daß Konrad der Große, geborner Graf von Wettin, der erste Markgraf von Meißen aus seinem Hause, der Sohn Thimo's und Enkel Dietrichs, Grafen zu Wettin, gewesen. (Chron. montis sereni in Mencken. script. germanorum Tom. II. p. 166 167.) Die Grafen von Wettin waren folglich mit dem Markgrafen der Lausitz, und selbst mit dem letzten Markgrafen von Meißen verwandt. Denn Conrads des Großen Vaterbruder war Dedo, Markgraf der Lausitz; dessen Sohn, Heinrich von

Jlburg oder Eulenburg, die Enkelin Egberts, Markgrafen von Meißen zur Gemahlinn hatte. Aber da erst mit dem Grafen von Wettin die Markgrafenwürde anfing erblich zu werden (Schöttgen und Kreusig's diplomat. Nachlese der Hist. von Obersachsen. Bd. VII. S. 370, 371.) so läßt sich das Geschlechtsregister auf keine Weise bis zu den Ottonen und Heinrich dem Vogler, noch viel weniger bis auf Wittekind hinaufleiten. Wohl weiß ich, daß man einen Sohn oder Enkel des letztern Wittekind II., Grafen von Wettin nennt; wohl, daß man einen Grafen Dietgram von Wettin im zehnten Jahrhundert erdichtet. Allein schon Bertram (Gesch. von Anhalt. Th. I. S. 247.) und Ritter (älteste Meisnische Gesch. S. 94. 95.) haben gezeigt, daß diese Angaben aus der Luft gegriffen sind. Das regierende sächsische Haus, läßt sich also nicht weiter verfolgen, als bis zu jenem Dietrich, dem Großvater Conrads, der Graf zu Wettin im eilften Jahrhundert war. Dieß Haus ist demnach viel jünger, als das Geschlecht der Hollenzollern, von denen Thassilio, der Stammvater zu Anfang des neunten Jahrhunderts, eine wahrhaft historische Person ist.

Wenn die bisherigen Unterthanen des Königs von Sachsen, sich eine geschlossene Nation nennen, und sich für Abkömmlinge der alten

Sachsen zu Carl des Großen Zeiten halten, so widerspricht dieser Meinung die historische Kritik eben so sehr, als die Betrachtung der heutigen sächsischen Völkerschaften, die sehr verschiedenen Herrschern gehorchen. Weit eher könnten die Bewohner der Westphälischen Lande, die von Paderborn, Münster, Osnabrück u. s. w. sich für Nachkommen jener alten Sachsen halten, die der Eroberungssucht der Franken so lange widerstanden. Die Bewohner des jetzigen Obersachsens sind eine gemischte Völkerschaft, deren Stammväter eben so sehr Slaven (Sorben und Wenden) als Germanier (Sachsen, Franken, Thüringer und Niederländer) sind. Man könnte den mehr slavischen Ursprung, eben so sehr aus der Farbe dieser Nation, als aus den Nahmen ihrer ältesten Burgen und Städte beweisen, wenn die Geschichte nicht durch unverwerfliche Zeugnisse, uns jede andere Beweisführung ersparte.

Das Land, das jetzt Obersachsen heißt, war seit Menschen Gedenken der Sorben Wohnsitz: erst im eilften Jahrhundert bekam es den Nahmen Sachsen. (Mencken script. germ. Tom. I. p. 2025.) Die Sachsen, eigentlich Sassen, von ihren festen Wohnplätzen so genannt, besaßen ursprünglich die Küstenländer der Nordsee, vom Niederrhein an, über die Ems, Weser, bis an die Elbe und Eider, so, daß das

jetzige Holstein von dem Geographen Ptolomäus (lib. II. c. 11.) und vom Kaiser Julian die Küste der Nordsee (Julian orat. I. p. 34. et Sparhem) als ihre eigentlichen Wohnorte angegeben werden. Sie waren im dritten und vierten Jahrhundert Schutzverwandte der Römer, bewirthschafteten die römischen Eroberungen in Gemeinschaft mit den Franken, gaben sie aber nachher nicht wieder heraus; widerstanden den Einbrüchen der Hunnen, und andern östlichen Völker, und trieben mit seltner Gewandtheit und Kühnheit, Seeräuberey an den gallischen und brittischen Küsten (Amian Marcell. lib. 26. c. 4. lib. 27. c. 8. Sidon. Apollin. lib. 8. c. 6. p. 223. ed. Sirmond.) Sogar bis in die arkadischen Inseln wagten sie sich, wo sie Stilico schlug. (Claudian. de laud. Stilicen. lib. II. v. 255.)

Da unterdessen die Franken Gallien erobert hatten (durch die Schlacht bey Chalon 454) so suchten sie durch Unterdrückung anderer germanischen Stämme, ihre Macht auch im Westen zu erweitern. Nachdem schon Klodwig die übrigen fränkischen Fürsten in Deutschland bezwungen, fuhren seine Söhne, besonders Theodorich und Chlotar, in diesen Plänen fort. Theodorich überwältigte 527 die Thüringer, gegen welche ihm die Sachsen, noch immer Schutzverwandte der Franken, Beystand leisteten. Er gab ihnen

zur Belohnung einen Theil der eroberten Länder, nähmlich die westliche Saale, von der Unstrut bis an die Elbe, zu ihren Wohnsitzen. Die östlichen Länder aber wurden neuen Ansiedlern eingeräumt, die dafür Tribut zu erlegen verpflichtet wurden. (Eginh. apud Ad. Brem. Lib. I. c. 4. Wittech in Meibom. I. p. 634.) Die Sachsen sollten nun das Reich der Franken gegen die von Osten andrängenden Slaven schützen, aber sie verbanden sich oft mit den Ketzern gegen die Franken, weigerten sich auch, den Tribut zu zahlen, und wurden deßwegen von dem fränkischen König Chlotar I. 556. mit Krieg überzogen, besiegt und von Neuem zur Abtragung des Tributs gezwungen. (Gregor. Turon lib. IV. c. 14. Thorom VI. I. in Clavis lect. antiq. Tom. II. P. II. p. 220.) Inzwischen waren ihre neuen Wohnplätze an der Saale ihnen nicht so werth, daß sie nicht bald darauf (569) mit den Longobarden, unter Alboin nach Italien gezogen wären. (Paull. Diacon. de gest. Longob. lib. 2. c. 6.) Auch war dieß nur eine geringe Anzahl des alten Sachsenvolks, die ihr liebes Westphalen gegen Thüringen vertauscht hatten. Der größere Theil blieb an den Ufern der Wesern, der Lippe und Ems zurück, und suchte sich noch immer der Oberherrschaft der fränkischen Könige zu entziehen. Auch unter Chlotar II.

schlugen sie sich noch an die Weser mit den Franken. (Siegb. Gemblae. in histor. script. germ. I. p. 529.) Gelungen wäre es ihnen, sich völlige Freyheit zu erwerben, wenn nicht die ausdauernde Eroberungssucht Carls des Großen, endlich den Sieg über sie davon getragen häte.

Die östlichen Sachsen, in Thürigen und an der Saale, dienten den Nachfolgern Carls gegen die Sorben, und Ludwig der Fromme setzte sogar einen sächsischen Grafen, Tonhulf, zum Gränzherzog gegen die Sorben, Böhmen und Dalemingier (Annal. fuld. in Freher. script. germ. I. p. 28. 31.) Von dieser Zeit an, waren Herzoge von Sachsen, aber auf keine Weise erblich, sondern die Herrscher Deutschlands wählten den Tapfersten und Beliebtesten des Stammes zum Stellvertreter. Herzog Heinrich, nachdem er Deutscher Kaiser geworden, unterjochte endlich die Sorben völlig, und von der Mitte des zehnten Jahrhunderts an, machten die slavischen Völker Obersachsens, mit den Thüringern und den seit vier Jahrhunderten einheimischen Sachsen, nur eine Völkerschaft aus.

Daß auch Flamänder und Niederländer den Grund zur Bevölkerung eines Theiles des jetzigen Obersachsens gelegt haben, ist keinem Zweifel unterworfen. Es war nähmlich in der

Mitte des zwölften Jahrhunderts, als Albrecht der Bär aus dem Hause Askanien, den von ihm eroberten Kurkreis, der durch Kriege verwüstet, und entvölkert war, so wie das jetzige Fürstenthum Zerbst, durch Flamänder anbauen ließ. Daher heißt noch jetzt die Gegend um Jüterbock: der Fläming. (Beckmanns Hist. von Anhalt. Th. III. S. 154. Bertrams Geschichte von Anhalt. Th. I. S. 458.)

Aeußerungen des Geheimraths Schmalz, über den Tugendbund und politische Vereine.

Diese kleine Schrift, welche so großes Aufsehen erregte, deren Verfasser von dem Könige von Preußen mit dem rothen Adlerorden und von dem Könige von Würtemberg mit dem Civil-Verdienstorden belohnt wurde, möchte vielleicht mehreren unserer Leser um so willkommener seyn, da bereits öffentliche Blätter durch Mittheilung einiger Fragmente derselben aufmerksam machten. Sie lautet wörtlich:

Es ist höchst unangenehm, von sich selbst öffentlich reden zu müssen; auch würde die Kränkung meiner Ehre, in der Chronik des Herrn

Venturini vom Jahre 1808, mich nicht bewegen, darauf zu antworten, wenn nicht in der Sache selbst ein allgemeines Interesse läge.

Herr Venturini schrieb, und Brodow gab heraus, Seite 410 f. f. der gedachten Chronik, wie folgt:

„Stein stiftete einen geheimen Orden, unter „dem Nahmen Tugendverein, wußte mehrere be„deutende Männer dafür zu interessiren, und gab „zum Zwecke des Vereins an: Wiederherstellung „und Erhaltung deutscher Redlichkeit, wie auch „Ermunterung zum Patriotismus und zur Bür„gertugend in den jetzigen Zeiten."

„Wichtige Erwerbungen für den Orden waren „Schill, der am 10. December nach Berlin kam, „— — — ferner Dörnberg, Oberster der kö„niglich westphälischen Garde, und ein Gerücht „nannte auch den Geheimrath Schmalz, wel„cher aus Halle entwichen, jetzt zu Berlin pri„vatisirte, und auf bessere Zeiten hoffte."

„Schills Feuergeist arbeitete sogleich zur Vor„bereitung auf eine Unternehmung, die ihm im „folgendem Jahre den Untergang brachte. Er „kaufte im Geheimen Waffen an, electrisirte die „Gemüther seiner Untergebenen, während er „in den Zirkeln der Residenz, wo alles ihm ent„gegenjubelte, unbefangen erschien, und un„terhielt die lebhafteste Correspondenz mit den Un-

„zufriedenen in Westphalen, an deren Spitze Dörn-
„berg stand, während Schmalz seine Adresse an die
„Preußen schrieb*) die dazu bestimmt war, den Geist
„des Volks zu wecken, und den Gang eines
„Planes vorzuzeichnen, der auf den glücklichen
„Erfolg der Entwicklung der Volkskraft berech-
„net seyn mochte. — Inzwischen war auch von
„den französischen Behörden zu Berlin, der Ge-
„heimrath Schmalz wegen seiner Adresse an
„die Preußen verhaftet worden, und man wollte
„unter seinen Papieren verschiedene Briefe ge-
„funden haben, die bewiesen, daß er von be-
„deutenden Personen in Königsberg über poli-
„tische Gegenstände zu schreiben, aufgefordert
„sey. Doch befahl Marschall Davoust, Schmalz
„wieder auf freyen Fuß zu stellen, weil man in
„der That nichts der Strafe Würdiges in sei-
„nen Schriften gefunden haben mochte. Dem ver-
„ächtlichen berliner Telegraphen gab dieß jedoch
„erwünschte Gelegenheit, dem französischen Re-
„gierungssysteme große Lobreden zu halten, und

*) Die Chronik ist sehr unchronologisch. Als Schill in Berlin war, war Davoust nicht mehr hier. Jene Adresse konnte also nicht während Schills Erscheinen in dem Zirkel unserer Stadt geschrieben werden.

„die Raserey der preußischen Patrioten darzu„stellen, die ihr Vaterland auf eine so thörichte „Weise zu retten dächten.“

Herr Venturini fügt nun noch aus dem Telegraphen die Stelle hinzu:

„Gleich allen Schriften dieser Gattung, wo„durch man die Menschen irre führt, indem man „ihnen schmeichelt, war auch die Schrift des „Herrn Schmalz, voll von Ungereimtheiten und „demagogischen Ideen. Die Wörter Volk, Ver„sammlung des Volks, öffentliche Freyheit, „Gleichheit, Abschaffung der Privilegien, mach„ten den Grund dieser Rapsodie.“

Die Wahrheit ist folgendes:

Als die Nachricht vom Tilsiter-Frieden, und die Abtrettung der Länder über der Elbe nach Halle kam, schlug ich sofort der Deputation des Universitäts-Conciliums vor, Reil oder Froriep mit mir nach Memel zum Könige zu senden und vorzustellen:

Die Universität Halle gehöre nicht zum Gebiethe Magdeburgs; ihre Privilegien erklären sie zur allgemeinen Landesuniversität des königlichen Hauses, und hätten ihre Verlegung an einen andern Ort ausdrücklich vorbehalten. Darum bäthen wir Se. Majestät im Gefühl dankvollster Treue und Anhänglichkeit an Se. Majestät höchste

Person, die Universität über die Elbe zu nehmen, wo kein Ort dafür schicklicher wäre, als Berlin.

Die Deputation genehmigte dieß. Herr Froriep und ich reiseten ab, und am 10. August 1807. (heute vor acht Jahren) standen wir vor dem Monarchen mit unserer Bitte.

Des Königs Antwort und eigentlichen Worte waren:

„Das ist recht, das ist brav. Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“

Nur setzten Se. Majestät unmittelbar hinzu: die Universität Halle über die Elbe nehmen, könne unangenehme Verwicklungen mit der westphälischen Regierung herbeyführen, es sollte also vielmehr eine ganz neue Universität in Berlin gestiftet werden. Und dafür den vorläufigen Plan zu entwerfen, erhielten, unter der Direktion des Herrn Großkanzlers Beyme, Herr Staatsrath Hufeland, Herr Froriep, und ich den Auftrag.

Als dieser von mir redigirte Plan dem Könige übergeben worden, wurde ich nicht nur sofort bey der neuen Universität angestellt, sondern erhielt auch durch eine königliche Kabinetsordre den Befehl, mich sobald als möglich von Halle los zu machen, und nach Berlin zu begeben. Denn da die Universität bald nach der,

damahls noch nahe geglaubten Räumung Berlins von den Franzosen gestiftet werden sollte: so sollte ich die Oertlichkeit hier kennen lernen, um die ersten Einrichtungen, wie drey Jahre nachher geschah, besorgen zu können.

So kam ich Anfangs Octobers 1807 nach Halle zurück, um meine Aemter, vor allen das Ordinariat der juristischen Facultät nieder zu legen; nahm von meinen Collegen und Freunden Abschied, und reisete von einigen der Letzten eine Strecke begleitet, Anfang Novembers hierher. —

Auch begann ich hier sofort Vorlesungen, zu denen sich einige meiner Hallischen Zuhörer und andere junge Männer einfanden. Sechs halbe Jahre hatte ich wirklich hier unausgesetzt gelesen, ehe die Universität eröffnet wurde, und im letzten halben Jahre hatten sich bereits zwey und zwanzig Studierende zu mir gesammelt.

Dieß nennt die Chronik aus Halle entweichen, und in Berlin privatisirend, auf bessere Zeiten hoffen.

Im Herbst des Jahres 1808 kam ein achtungswerther Mann, Heer B. . . . jetzt J. C. zu F. . . . . von Königsberg hieher, und brachte mir die Nachricht, daß dort unter dem Nahmen eines sittlich wissenschaftlichen Vereins, der Bund

geschlossen worden, welcher nachher unter den Nahmen des Tugendbundes bekannt geworden ist. Er zeigte mir zugleich an, daß ich zum Direktor des Bundes für die Mark erwählt worden, und daß ich mit zwey Beysitzern, Herrn Kriegsrath von Ahlefeld und Herrn H. R. J...., die hiesige (sogenannte) Kammer stiften möchte.

Ich gestehe, daß ich mit lebhafter Theilnahme diese Nachricht empfieng. Der spanische Krieg war begonnen; Oesterreichs Rüstungen schon vom Gerücht verbreitet: der Brief des Herrn von Stein an den Fürsten von Wittgenstein, schien die Franzosen noch länger hier zurück zu halten; die Bedingungen ihres Abzugs lasteten furchtbar auf uns, wer hätte nicht mit Freuden daran gearbeitet, wie es der König befehlen würde, entweder stille Rüstungen vorzubereiten, oder auch durch plötzlichen Angriff der Unterdrücker dem Könige die Bahn zu brechen? Die ganze Mark war dazu bereit.

Dieß waren meine Erwartungen von der Gesellschaft, die gestiftet war. Auch wußte ich, daß eine ähnliche Gesellschaft zu ähnlichen Zwecken, vorzüglich von Offizieren, hier schon bestand. Mehrere derselben waren meine Freunde; ich hatte einige ihrer Unvorsichtigkeiten, zeitig warnend, gut gemacht; hatte ihnen nicht unwichtige Nachrichten mitgetheilt, und hatte nicht

ohne Glück Uneinigkeiten unter ihnen beygelegt. So wenig sie das Daseyn der Gesellschaft, oder die Nahmen der Mitglieder mir verhehlten, so luden sie mich doch nicht zur förmlichen Theilnahme oder zu ihren Versammlungen ein. So gewiß sie wußten, daß sie in allen auf mich rechnen konnten, was auf Befehl des Königs gegen den auswärtigen Feind geschehen sollte; so gewiß wußten sie auch, daß ich nie dulden würde, was ohne des Königs Willen geschehen möchte. Und nachher, bey Schills Auszug, ze g-te sich wohl, daß man auch nicht scheute, selbst gegen des Monarchen Willen zu handeln.

Das Statutenbuch jenes Tugendvereins nun, nahm ich mit großen Erwartungen zur Hand. Aber jede Zeile stimmte diese Erwartung, und meine Freude herab. Die Weitschweifigkeit kleinlicher Organisationsgesetze, welche sogar sehr umständlich einen bedeutungslosen Rang in den verschiedenen Sitzungen bestimmten, schien fast ein leeres Spiel. Aber vergebens suchte ich bestimmte Andeutung des Zwecks und seiner Gränzen. Ich sollte viel Patrioten anwerben, und konnte keinem eigentlich sagen, wozu? Zu meinem Widerwillen gegen alles unbestimmte Gutes stiften, durch solche Vereine, kam auch die Furcht gefährlichen Mißbrauchs des unbestimmten Guten für bestimmtes Böse. Auch fand ich wirklich Manches, was mir keineswegs gut schien,

z. B. daß die Mitglieder genau die Staatsbeamten, vorzüglich die im Bunde, beobachten, und nöthigen Falls denunciren sollten, eine geheime Fehmpolizey, welche nothwendig dem rechtschaffenen Manne, die Unbefangenheit rauben muß, in Verwaltung seines Amts nur dem Willen seines Monarchen und seinem eigenen Gewissen zu folgen, dagegen ihn die Rücksicht auf das Gutfinden seiner Verbündeten fesselt.

Darum erklärte ich mündlich den Herren von Ahlefeld und T., daß ich aus jenen Gründen, die Theilnahme an einer Gesellschaft ablehnen müsse, welche dem königlichen Ansehen selbst gefährlich werden könnte. Herr von Ahlefeld fand sich durch meine Gründe bewogen, auch seinen Beytritt zu versagen.

Um jene Zeit hatte ich den Auftrag von Königsberg erhalten, über die neuen Einrichtungen im Staate, nahmentlich die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Städte-Ordnung, die Gewerbefreyheit, gleiche Aufnahme bürgerlicher Officiere in die Armee u. s. f., etwas für das Publicum zu schreiben. Ich übernahm diesen Auftrag mit der großen Freude, welche ich selbst über diese Einrichtung hatte. Für verständige und gebildete Leute schienen sie mir wahrlich keiner Anpreisung erst zu bedürfen. Aber schon walteten Mißverständnisse ob im Volke, welche

z. B. in Schlesien, die aufgehobene Leibeigenschaft, auch auf aufgehobene Frohndienste und Patrimonialgerichte deuteten; und zum Theil selbst durch Uebelwollende unter angesehenen Staatsbeamten genähret wurden. Darum glaubte ich wohl zu thun, eine Schrift recht eigentlich für das Volk zu schreiben, und jenen Mißverständnissen vorzubeugen, auf daß das Volk die Wohlthaten des Königs und zugleich das Ungerechte des Ungehorsams gegen die Gesetze und jeder Eigenmacht einsähe. Mehrere Freunde, denen ich die Schrift vorlas, billigten sie so sehr, daß sie mich durch Subscription in den Stand setzen wollten, viele tausend Exemplare, allenthalben in die Hände des Volks zu bringen. Daß in dieser Schrift keine demokratische Ideen wie der Telegraph sagt, und Herr Venturini verbreitet, enthalten waren; daß Volksversammlungen, Abschaffung der Privilegien und dergleichen, weder in Worten, noch in dem Sinne der Schrift vorkamen, das darf ich wohl nicht versichern, da alle meine schriftstellerischen Arbeiten beweisen, mit welchem Eifer ich seit dem Beginn der französischen Revolution, dem unseligen Unsinne stets entgegen zu arbeiten suchte, welcher von Frankreich über Deutschland sich verbreitete.

Ich schickte die Schrift an den hiesigen Prediger Herrn . . . . , welcher von den Franzosen zu ihrem Censor bestellt war. Er dekretirte, sie könne vor der Hand nicht gedruckt werden, und sie wurde also auch nicht gedruckt.

Gleichwohl hatte Herr . . . . sie dem französischen Gouvernement denuncirt. Davoust war Gouverneur, und ich wurde unter dem Vorwande dieser Schrift verhaftet.

Daß sie bloß der Vorwand war, daß französische Polizeykundschafter meine Ernennung zum Director des Tugendbundes in der Mark erfahren hatten, und Davoust nur von mir Kenntniß über den Bund erpressen, und durch Aufopferung meiner, Andre abschrecken wollte, beweiset theils die Untersuchung selbst, theils andere Umstände.

Meine Schrift war dem Censor vorgelegt; sie war auf dessen Verboth wirklich nicht gedruckt, sie konnte also kein Grund einer Untersuchung und meiner Verhaftung seyn. Außer einem beyläufig hingeworfenen Ausdruck, daß die Franzosen jetzt erst, sechzehn Monathe nach dem Frieden, unser Vaterland verließen, hatte man auch nur eine Stelle in der ganzen Schrift bedenklich gefunden, und dieß war der erste Punct der Untersuchung. Ich hatte gesagt:

„Der König hat seine Treue gegen seine Alliirten während des Krieges theuer bezahlt.“

Niemand konnte dieß anders deuten, als auf des Königs edle Weigerung Partikularfrieden mit Buonaparte zu schließen. Es war aber den Franzosen übersetzt:

Le roi a acheté cher la fidelité de ses Alliés pendant la guerre.

So deutete es der Inquirent, Oberst Charlot (durch den Herzog von Enghien und wegen Hamburgs berüchtigt), als Beleidigung des Kaisers von Rußland. Das war dann bald beseitigt durch Darstellung der falschen Uebersetzung.

Der zweyte Punct der Untersuchung, höchst lächerlich an sich, war nicht einmahl durch die Schrift, sondern durch einen unter meinen Papieren gefundenen Brief veranlaßt. Herr G. St. R. v. S. . . hatte mir im Sommer 1808 einen interessanten englischen Aufsatz, scheinbare Lobrede auf Buonaparte, überschickt. Sein Brief fing an:

Hier sende ich Ihnen, lieber Freund, eine Pille in Honig. Der Uebersetzer hatte es übersetzt:

Mon cher ami, je vous envois une pillule cachée en miel. Und nun sollte ich anzeigen, was ich mit der Pille, welche man mir aus Königsberg in einem Honigtopfe versteckt zugesandt habe, hätte machen sollen. Die Nach=

weisung, daß das Wort cachée, gerade zu eingeschoben sey, une pillule en miel aber une pillule dorée heißen solle, schlug auch diesen Punct sofort nieder.

Aber der dritte und letzte Punct der Untersuchung betraf nun den, wie Charlot aussprach, tu-gens-verrin; da man aber nichts bey mir gefunden hatte, was diesen Verein betraf, so mußte man sich nach langem Quälen und Fragen, am Ende mit meiner Erklärung begnügen, daß ich nicht Mitglied eines solchen Bundes sey, auch keinerley Nachricht von ihm geben könne.

Daß nur der Bund die eigentliche Ursache meiner Verhaftung gewesen, beweiset auch der Umstand: Ich wurde verhaftet, acht Tage nach dem Decret des Herrn ......, daß meine Schrift nicht gedruckt werden könne; und vierzehn Tage, nach dem ich sie ihm zugeschickt hatte. Aber ehe es in Königsberg bekannt war, daß ich die Theilnahme am Bunde abgelehnt hätte, hatte man mir mit Gelegenheit eines Couriers einen Pack Schriften, den Verein betreffend, zugeschickt. Da ich mich nicht weiter berechtigt glauben konnte, sie zu lesen, hatte ich sie sofort wieder versiegelt, an Herrn H. R. J. . . geschickt. Etwa 12 Stunden nachher, Morgens

um 6 Uhr am 12. November, wurde ich verhaftet, und meine Papiere genommen.

Die Mitglieder des Bundes, welchen ich durch meine, allerdings pflichtmäßige, Verschweigung ihrer Nahmen, wie ihres Bundes selbst, vor einer Davoustischen Untersuchung, einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet hatte, haben diesen Dienst vergessen, aber meine abschlägige Antwort auf ihre Wahl, mir sehr übel genommen, und einige durch Verfolgungen und kleine Cabalen mir sie zu vergelten gesucht.

Der Bund selbst ist nachher gesetzlich aufgehoben. Aber es haben sich andere Verbindungen bald darauf in der Stille gebildet, vielleicht aus den Trümmern jener und der oben erwähnten andern; löblich, wenn für Befreyung des Vaterlands von auswärtigen Unterdrückern, fluchwürdig, wenn dadurch Zwecke im Innern ohne des Königs Willen durchgesetzt werden sollen.

Das Daseyn aber solcher Verbindungen verbreitet Furcht unter den Bürgern aller deutschen Lande, und erfüllt den rechtlichen Bürger der preußischen Staaten mit Unwillen. Von solchen Bünden gehen aus: jene pöbelhaften Schmähreden gegen andre Regierungen, und jene tollen Deklamationen über Vereinigung des ganzen Deutschlandes unter eine Regierung (in einem Repräsentativsystem, wie sie das nennen);

eine Vereinigung, welcher von jeher der Geist aller deutschen Völker wiederstrebte, für welche aber jetzt die Anhänglichkeit an die besondern Dinastien, durch Hohn und Aufwiegelung in jeder deutschen Brust niedergedrückt werden soll. Es charakterisirt sie: leidenschaftliches Predigen unbedingten Tod-Hasses gegen Frankreich, doch verbunden mit den schmählichsten Beschuldigungen aller deutschen Regierungen (auch der preußischen wird nicht geschont,) obwohl, wie sie sagen, sie deren Uniform bedürfen *), und dabey im bürgerlichen Leben, ein steter Ausdruck herzlichster Verachtung aller, auch der ausgezeichnetesten Staatsmänner oder Gelehrten, welche nicht ihrer Meinung sind. Jenen wird alle Einsicht, diesen alle Gelehrsamkeit abgesprochen, beyde als Schwachköpfe oder als Bösewichter verunglimpft; aber gar nicht mit der declamirenden Heftigkeit, womit sie gegen Regierungen schreiben (vornehmlich wenn die Person im Lande ist), sondern mit stummen Achselzucken, mit vornehmen Lächeln, mit einzelnen, nur halb angedeuteten Insinuationen, welche den zweyfachen Vortheil gewähren, daß sie desto tiefer ver-

*) Ipsissima verba.

wunden, und zugleich den Verläumder in Sicherheit stellen.

Mit Vergiftung der heiligsten Sittlichkeit lehren sie, wirkliche besondere Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere, übertreten. Wie vormahls die Jakobiner die Menschheit, so spiegeln sie die Deutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir jeder seinem Fürsten verwandt sind. Wenn Jahrtausende aus den Deutschen nicht Ein Volk machen konnten, wenn von jeher Sachsen und Reich, Welsen und Weiblinger, Union und Ligue Deutschland zerrissen, so oft solche Art von Einheit zwischen Deutschen versucht wurde: so ist doch Geschichte und Pflicht von ihnen gleich gering geachtet; — — ob vielleicht auch ihnen das Gouvernement einer Provinz, oder sonst eine Machtstelle zufallen möchte, und vor Allem, ein reiches Einkommen.

Deutschland wird groß und herrlich aufblühen, wenn die Fürsten es ächt deutsch mit dem deutschen Bunde meinen, als mit einer heiligen Eidgenossenschaft, wozu gemeinsames Interesse sie wirklich verbindet, und was älteste und jüngste Erfahrung sie so deutlich lehrt. Aber die Menschen wollen durch Krieg der Deutschen gegen Deutsche, Eintracht in Deutschland bringen; durch

bittern gegenseitigen Haß, Einheit der Regierung gründen; und durch Mord, Plünderung und Nothzucht (letztere gar klärlich gepredigt) altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren. Eintracht in der Einheit, und Dauer in der Gründung ihrer Verfassungen, denken sie nicht. Sie wollen die neue Umwälzung, wollen keinen dauernden Zustand, wollen eigentlich überall nichts, als sich selbst. Mäuler ohne Hände (oft ohne Kopf), haben immer Schmähungen ausgestoßen, weil sie keine Befehle auszusprechen hatten.

Indessen hat Deutschland nicht Ursache vor ihnen zu zittern. Solche leidenschaftliche, oder gern leidenschaftlich scheinende, Menschen können nicht täuschen, und die Wahrheit ist nicht auf ihrer Seite. Nie sind die deutschen Gemüther unsers Volks, durch Declamationen bewogen; ruhig Gründe auseinander zu setzen, diese Gabe scheint jenen Schreibern gänzlich abzugehen; Bitterkeit und Rauhheit aber, stossen jeden Leser von ihren Flugblättern ab, welcher nicht zu ihnen gehört.

Zwar rühmen sie gar keck, was sie, die Verbündeten, ausgerichtet hätten im Jahre 1813, um die preußische Nation zu begeistern, woher denn eine Furcht entstehen möchte, sie würden auch

für ihre Zwecke, sowohl Preußen als andere Deutsche begeistern können.

Allein sie sagen nur sehr keck die Unwahrheit, wenn sie rühmen, daß sie die preußische Nation begeistert hätten. Weder von solcher Begeisterung, noch von Begeisterung durch sie, war 1813 bey uns eine Spur. Es war vielmehr so:

Das Volk empfand tief die Unterdrückung des Vaterlandes. Aber in ruhiger Kraft wartete es auf den Wink des Königs. Als 1812 die Verbindung mit Frankreich geschlossen wurde, welche uns, und durchaus ganz Europa rettete: da schrieen und declamirten diese Leute, droheten und versuchten Allerley. Aber das Volk gehorchte, wider seine Neigung; den Befehlen, welche der König wider die seinige gab. Im Februar nun und März 1813 war noch kein declamirendes Blatt erschienen, kein Wort von Jenen gesprochen, als der König den Aufruf erließ, und auf diesen Aufruf plötzlich die ganze Nation aufstand, wie ein Mann. Keine Begeisterung, überall ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen, und zu jener Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beym Feuerlärm eilt. Das war gerade das Schöne, Edle, Große, so ächt deutschen Sin-

nes, daß Niemand that, als thue er etwas besondres; wenn er die größesten Opfer brachte, Jedem war, als müsse es eben so seyn.

Und nun wollen Jene den Ruhm des Volks sich zu legen. Aber gar nichts thaten sie, ihr Geschrey wirkte nichts auf das Volk. Manche, welche das Gerücht zu ihnen zählt, nahmen sich vielmehr so ungeschickt, daß es nicht an ihnen lag, wenn der Eifer des Volks durch ihre Linkischkeit nicht erstickt wurde. Sie sprachen von Freyheit, und ließen doch den armen gemeinen Mann, gar despotisch an, wo sie etwas zu befehlen hatten; sie sprachen von großem Interesse, und spielten doch mit dem armseligsten Pedantereien in ihren Anordnungen; sie sprachen von Opfern auf dem Altar des Vaterlandes; und behielten doch ihre eigenen Schärflein selbst. Wo sie mit steifem Ernste auftraten, da sahe das Volk wohl, daß sie nicht die Noth des Vaterlandes, sondern ihre eigene Würde fühlten. Wahrhaftig, wenn nicht andere, unbegeisternde Männer, es ruhig geordnet und ausgerichtet hätten, sie hätten es nicht gethan.

Möchten aber die Zwecke solcher Bünde auch nicht so arg seyn, komme es auch nicht darauf an, die deutschen Regierungen mit Mißtrauen gegen einander zu erfüllen, oder allgemeine,

oder besondere Constitutionen gegen den Willen der Fürsten durchzusetzen; käme es etwa bloß darauf an, die bessern Köpfe zu vereinigen (und man erzeigt sich gern selbst die Ehre, sich dazu zu rechnen), um sich und die Ihrigen, in die verwaltenden Aemter zu bringen: es bleibt doch unbegreiflich, wie rechtliche und verständige Männer solche Verbündungen eingehen können. Selbst die, welche sich Geist und Kraft genug zutrauen, solche Bündnisse zu leiten, selbst die, welche Geist und Kraft dafür wirklich haben, und Edelmuth genug, nur wahrhaft Großes und Edles bewirken zu wollen — selbst die sollten doch fühlen, wie gerade solch Bundeswesen, ihre beste Kraft lähmt. Die Größern, Bessern, werden gerade von den Kleinern und Schlechtern geleitet werden. Die großen Plane jener werden nach den kleinen Planen dieser, deren ein jeder für sich hat, modificirt werden. Durch die Verbindung selbst, sind die Starken in der Hand der Schwachen. Der Riese der Fabel, würde in alle Zänkereyen des Zwerges verwickelt. Jene giebt das heimliche Treiben selbst, in die Hand der untergeordneten Mittreiber. Und wo man zugestehen muß, was man sonst wahrlich nicht gut finden würde, zuzugestehen, da ist die Heimlichkeit

selbst und die Furcht vor Verrath schon Beweis der Strafbarkeit.

Noch liegt mir das Andenken eines Verewigten am Herzen, welcher für den König und das Vaterland gefallen, welcher allen Freunden des Rechten und Schönen theuer ist, mir als nächster Verwandter und innigster Jugend- und Busenfreund unaussprechlich theuer.

Scharnhorst, sagen sie, hätte diesen Bünden angehört, sey Stifter und Führer derselben gewesen; und viele Leute glauben das wirklich.

Nicht einmahl dem Tugendvereine gehörte er an; vielweniger irgend einem andern. So entschlossener Feind er war dem Feinde des Vaterlandes und der Menschheit, so billigte er doch nicht einmahl die Stiftung jenes ersten Vereins. Der so ruhig besonnene Mann hätte mit erhitzenden Köpfen sich verbunden? Der so verschlossene Mann hätte mit Unberufenen berathschlagt? Der so feste Mann hätte sich binden lassen durch die Meinung heimlicher Bündler? Er, welcher nicht bloß an der Majestät des Königs mit unerschütterlicher Treue, sondern auch gerade an der Person des Königs, mit so inniger Liebe und Ehrfurcht hieng, Er hätte die Hand biethen sollen, das höchste Ansehen des Königs zu untergraben? Wahrlich, gegen den äußeren

Feind hätte er ihrer vielleicht sich bedient (obwohl sie wohl wissen, wie er in Schlesien 1812 ihre Correspondenz verbath), aber ihren Planen für das Innere, oder ihren politischen Planen würde er sich mit aller Kraft wiedersetzt haben.

Sein Kopf war zu kühl, und sein Herz zu warm, nur in Plane einzugehen, welche mit poetischer Theaterkraft in die wirkliche Welt eingreifen sollten.

Durch solch Treiben gieng Frankreich, gieng Europa zu Grunde, und die ersten Opfer waren gerade die Besten unter denen, welche, es mit Begeisterung ergreifend, geglaubt hatten, es mit ihrer Kraft leiten zu können.

Der
Herzog von Braunschweig.

Schon am 22. Junius v. J. ist die Leiche des Herzogs von Braunschweig in seiner Residenz angekommen. Fast die ganze Stadt war den theuren Ueberresten des Helden entgegen gezogen, der durch eine Kartätschenkugel, die durch die linke Hand und Brust gieng, gleich sein Leben verlor, indem er am 16. die weichenden Belgier nach Gemappe zurück führte, und an der Spitze seines Husarenregiments, in die Franzosen einhieb. Auch sein Corps hat viel gelitten, und wurde deßhalb, so wie einige andere, die im nähmlichen Falle waren, am 17. zurückgeschickt. Friedrich Wilhelm war den 9. October 1771 geboren, und folgte seinem Vater, der an den bey Jena erhaltenen Wunden zu Ottensee 1806 starb, in der Regierung, weil seine zwey älteren Brüder, ihm zu Gunsten, darauf Verzicht gethan hatten. Buonaparte aber raubte seine Lande; doch der Herzog (damahls gewöhnlich nach dem schlesischen Herzogthum Oels benannt, welches er von seinem Oheim, Herzog Friede-

rich ererbt hatte), wußte sich dennoch furchtbar zu machen, und bahnte sich, als er nach dem Wiener-Frieden 1809, von aller Welt verlassen zu seyn schien, mit seiner schwarzen Helden-schaar von Leipzig aus, mitten durch Deutschland, durch überall ihm in den Weg tretende, westphälische, französische, holländische, und dänische Truppen, siegreich den Weg bis zur Nordsee, wo er sich nach England einschiffte. Er und seine Braven, nahmen nachher an dem Kriege in Spanien unter Wellington Theil. Er hinterläßt zwey Söhne, Carl und August, von welchen jener, geboren 1804, sein Nachfolger in dem wieder errungenen Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ist.

Hier ein Zug von dem edlen Herzen des, für Deutschland so heldenmüthig gefallenen Herzogs. Auf dem Zuge von 1809, am 29. Junius, wurde der Marsch des vereinigten österreichischen und braunschweigischen Corps nach Chemnitz, und am 30. nach Zwickau fortgesetzt, woselbst es bis zum 3. Julius stehen blieb, und die Einziehung von Nachrichten, über die fernern Bewegungen des Feindes erwartete. Am 3. Julius gieng das Corps, um der leichtern Betreibung seiner Subsistenz willen, — nach der Gegend von Plauen. In dieser Zeit war es, als der Herzog von Braunschweig, dessen Corps sich täglich vergrö-

ßerte, genöthigt wurde, der Stadt Zwickau eine Requisition aufzuerlegen. Diese herbey zu schaffen, in den wenigen Tagen, war nicht möglich; man unterhandelte deßhalb wegen einer Summe Geldes. Die Stadt mußte 6000 Thaler Contribution erlegen. Man vergesse nicht, es war eine feindliche Stadt, und 14 Tage vor dem Waffenstillstande. Die Herrn Bürgermeister kamen nun mit ihren 6000 Thalern hinaus in das Lager des Herzogs. Sie konnten sich von der Summe nicht scheiden, ohne bittere Klagen, wie herzlich sauer es ihnen geworden sey, diese zusammen zu bringen. Der Herzog, der nie gern Klagen hörte, hatte nun, um der Noth ein Ende zu machen, ihnen versprochen, künftig einmahl, in bessern Umständen, und wenn er sein Land bekomme, ihnen ihr Geld wieder zu geben. Die Herren Bürgermeister von Zwickau verwahrten solch ein freundliches Wort des gnädigsten Fürsten sehr sorgfältig, und versäumten nicht, im vorigen Herbst, an den regierenden Fürsten eine ehrerbietige Erinnerung unterthännigst gelangen zu lassen. Der Herzog gab ihnen nun sein schriftliches Wort, mit der Verheißung, wenn es seine Kassen und der Zustand seines Landes es ihm erlaubten, so werde es ihm ein Vergnügen machen, ihnen jene Schuld zu bezahlen.

Zur
Würdigung der neuesten Begebenheiten

auf dem spanisch-amerikanischen Continente, über die englische und deutsche Blätter, oft verwirrte und widersprechende Nachrichten enthalten, weil sie ohne gehörige Unterscheidung die entgegengesetzten Berichte spanischer und amerikanischer Zeitungen und Schifferneuigkeiten durch einander werfen, wird folgender kurze Abriß derselben nicht undienlich seyn.

In Buenos-Ayres, eine demokratische Republik, seit anderthalb Jahren Siegerinn über ihre Nebenbuhlerinn Montevideo, im Kampfe mit einzelnen innern Ruhestöhrern und den Truppen des Vicekönigs von Peru. In Chili, eine aristokratische Republik in abwechselnder Fehde mit den dortigen Royalisten begriffen. In Peru, ein Vicekönig Ferdinands VII. von Spanien, der aber den unruhigen Einwohnern, eine Art representativer Verfassung und eine Art Junta zugestehen mußte, im Kampfe mit manchen Unruhstiftern der Hauptstadt Lima, den Insurgenten einzelner Provinzen, und den

Armeen der Republik: Buenos-Ayres in Süden, und Neu-Granada in Norden. Im vorigen Königreiche Neu-Granada, eine Föderativ-Republik, deren Regierung ein General-Congreß in Santafe di Bogata ist. In der Terra Firma, die zuerst im Julius 1810 ihre Unabhängigkeit zu Carracas erklärte, und einen General-Congreß ernannte, nach dem schrecklichen Unglück des Erdbebens und Mirandas Gefangenschaft; Herrschaft der spanischen Truppen von der Insel Cuba und der letzten Expedition von Kadix mit vielen blutigen innern Kämpfen, vorzüglich mit der freyen Stadt Karthagena. In der Hauptstadt von Mexiko und Neu-Spanien, die Herrschaft des Vicekönigs von Vanegas, bedroht durch mächtige Insurgentenheere, welche im Besitze der wichtigsten Provinzen sind. In Florida, Kampf der Royalisten und Insurgenten, letztere unterstützt von den Nordamerikanern, die nach Vereinigung dieses Landes mit den vereinigten Staaten streben. So war die Lage der Dinge auf dem südamerikanischen Continente, als Spanien nach der Rückkehr Ferdinands VII. auf den ererbten Thron seiner Väter alle Kräfte anstrengte, diese weitläufigen Provinzen wieder unter seinen Zepter zu bringen.

Die große, seit geraumer Zeit ausgerüstete Flotte, welche im Anfange dieses Jahres zu

dieser Bestimmung aus den Hafen von Kadix auslief, traf nach dem philadelphischen Blatte the general Advertiser vom 17. May, endlich auf der Perlen Insel St. Margaretha, in der Nähe von Carracas ein. Die Stärke der Kriegsschiffe bestand in einem Linienschiffe von 74 Kanonen und 5 Fregatten, die Stärke der Transportschiffe in 54 Segeln mit 9 bis 10,000 Mann Landungstruppen. Die sogenannten Patrioten von St. Margaretha, konnten einer so furchtbaren Macht nicht wiederstehen, und capitulirten sogleich, worauf die Flotte nach dem, seit Miranda's Sturz schon von Royalisten besetzten Carracas segelte, und einen Theil ihrer Truppen ausschiffte, um die Insurgenten in den verschiedenen Provinzen zu überwältigen. Der Krieg begann mit unerhörter Wuth, und Augenzeugen versichern, die Greuel desselben würden der Nachwelt fabelhaft scheinen. Die Einnahme einer Stadt, sagt das erwähnte Blatt, ist die Losung zu allgemeinem Gemetzel. Bey der letzten Eroberung von Cummana durch Baves, fielen Männer, Weiber und Kinder unter dem Schwerte der Sieger. Die Schrecken dieses Krieges, werden durch ihre Widerhohlung in den Druckschriften von Mexiko, Kadix u. s. w. noch vermehrt. Das Regierungsblatt: National-''igence enthält folgendes Schreiben eines

Kaufmannes in Karthagena an seinen Correspondenten in New-York vom 20. May, woraus man die Uneinigkeit unter den dortigen Insurgenten selbst ersieht:

Zwey Monate lang hat hier der Bürgerkrieg gewährt, und diese Stadt wurde meistens während dieser Zeit von einen Theile der Independenten unter Boliver belagert. Er hat sich vor Kurzem nach Jamaika eingeschifft, und es heißt, daß jetzt alles beruhigt sey. Indessen haben andere ehrgeitzige Officiere, seitdem ihre Anführer und mehrere andere Stabsofficiere verhaftet, und man sagt jetzt, sie wären zu einem Angriff gegen die Royalisten in Santa Martha marschirt. Inzwischen hat diese Regierung, jedes Individnum, welches zu Bolivers Armee gehört, verhaften und zur Untersuchung ziehen lassen, viele haben schon dieses Land verlassen, alle, welche es vermögen, wollen abziehen; und wenn sich jetzt eine spanische Macht zeigt, so wird es ein leichtes seyn, diesen Staat und noch mehrere andere dem Mutterlande wieder zu vereinigen. Man hätte demnach vermuthen sollen, die Herrschaft Ferdinands VII. würde bald in diesem Theile von Südamerika wieder hergestellt werden. Nichts destoweniger sahsich der spanische General Morillo genöthigt, die Feindseligkeiten auf eine blosse Blokirung der Küsten von Kar-

thagena einzuschränken, und mit einem Handelshause in Jamaika, einen Contract wegen Lieferung von Waffen und Munition, an denen es es ihm sehr gebrach, zu schließen; besonders schädlich waren ihm die zahlreichen amerikanischen Kaper, welche die Insurgenten unterstützten.

In Mexiko wüthet der Bürgerkrieg mit ähnlicher Grausamkeit fort. Der general Advertiser vom 11. März, enthält eine Schilderung der dortigen Begebenheiten, welche an das Unglaubliche gränzt. Vanegas (der Vicekönig), heißt es darin, hat, durch die Umstände bewogen, in einem öffentlichen Decrete befohlen, daß alle Insurgenten auf der Stelle erschossen werden, und nur die Erlaubniß erhalten sollten, ein kurzes Gebeth zu verrichten; ein Lieutenant mit 25 Mann ward ausdrücklich dazu bestimmt, dieses Decret in Ausübung zu bringen. Die Folge davon war, das Tausende von Creolen und Indianern ihr Leben verloren. General Callejas führt in einem Berichte an Vanegas darüber an, daß er nur mit Verlust eines Getödteten und zweyer Verwundeten, den Indianern einen Verlust von 10,000 Mann beygebracht habe. Derselbe General ließ Quanaxaota, wo die Insurgentenarmee lange in

Quartier gelegen, und die Einwohner mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, zum warnenden Beyspiele zerstören. General Cruz bedrohte in einem öffentlichen Decrete einen jeden, der eine Axt, ein Messer besässe, mit dem Tode, und fügte hinzu: Jede Stadt soll dezimirt, d. h. jeder zehnte Bewohner erschossen werden, wenn fernerhin irgend ein Verkehr mit den Insurgenten Staat finden würde. Doch erreichte dieß, durch die Umstände dictirte Verfahren, seinen Zweck nicht, sondern die Verzweiflung verdoppelte die Kräfte der Insurgenten, ihre Heere und ihre Regierung waren mehr oder weniger gut organisirt, und man glaubte, daß Mexiko nur mit Nachdruck angegriffen, wieder unter die Herrschaft von Spanien gelangen würde.

Als vollkommen geordnete und dem Anscheine nach fest begründete Staaten standen die Republiken Neu-Granadà und Buenos-Ayres dem Vicekönig von Peru entgegen, doch waren auch diese, wie es immer in Staaten und Demokratien zu gehen pflegt, nicht von innerlichen Parteyungen und Unruhen frey. Buenos-Ayres, die Hauptstadt der neuen Republik, enthält nach der neuesten Schilderung von John Maves, gegenwärtig mit den Vorstädten über 60,000

Menschen, und man behauptet dort, das Verhältniß des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen, sey wie 1 zu 4. Die Einwohner bestehen aus 5 Classen. Europäern, Creolen, Mestizen, Indianern und Mulatten, von denen die 4 letzten meistens zu den Republikanern gehören, welche man Portenos nennt. Nach verschiedenen Nachrichten haben sie sich jetzt in Massa erhoben, um der Expedition zu wiederstehen, welche Spanien vorzüglich gegen diesen, seit der Einnahme von Montevideo doppelt mächtigen Staat gerichtet hatte. Sie hatten ein beträchtliches Corps leichter Reiterey nach Art der Kosacken, mit Lanzen bewaffnet, und ihr Admiral Browne (früher ein amerikanischer Schiffs-Capitän, der die Flotille von Monte-Video vernichtete), commandirte schon eine Flotte von 30 Segeln. Die Landarmee, unter dem General Don Josefo Rondeau, verfolgte unterdessen ihre Vortheile über die königl. Peruanische Armee und das reiche Patosi war in diesem blutigen Kampfe ganz zu Grunde gerichtet. Die Provinzen Chuquelaca und Cochabamba, empörten sich bey dieser Gelegenheit ebenfalls gegen die rechtmäßige spanische Regierung. Inzwischen dauerten die Rüstungen unausgesetzt fort; Browne's Eskadre war völlig ausgerüstet,

200 Kanonen und 18,000 Mann vertheidigten die Mauern der Hauptstadt und 20,000 Mann aus dem Innern, waren zum Beystande bereitet, sobald die spanische Expedition sich zeigen würde. Diese Reserve bestand nach amerikanischen Blättern sogar aus 23,000 Mann und mehr als 30,000 Pferden. Eben dieselben erwähnen neuer Siege der Republikaner, wodurch die Armee von Lima ihren zweyten Befehlshaber, Don Ramirez, und noch zwey andere Generale verloren habe.

Ein Wort zu seiner Zeit,

an

das deutsche Vaterland.

(Eine Parodie des Schiller'schen Gedichts: die Antiken zu Paris im Jahr 1800 von Dr. D*** in M***).

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Trug der Franke mit den Waffen,
Jüngsthin nach der Seine Strand! —
Nimm zurück aus den Museen,
Deine Schätze, — als Throphäen,
Nimm sie deutsches Vaterland!

Denn du sahst's, dem Franken schwiegen,
Diese Werke; niemahls stiegen,
Sie mit in des Lebens Reih'n,

Ach, in seinem lauen Busen,
Wohnen lang nicht mehr die Musen,
Sie sind ihm nur Erz und Stein.

Endlich sind die, während einer so langen Reihe blutiger Kriege von den Franzosen aus Italien, Oesterreich, Preußen, Spanien, Holland und ganz Deutschland geraubten Kunstschätze größtentheils wieder in den Orten der frühern Heimath eingetroffen.

Vergebens sträubten sich die Franzosen und wendeten alle nur ersinnlichen Kunstgriffe an, um diese Zurücknahme zu hintertreiben, vergebens betheuerte sogar der Director des Museums Herr Denon von mehrern großen Meisterstücken, daß sie nicht mehr vorhanden seyn, vergebens suchte man sogar den Pöbel aufzuwiegeln, um sich dieser gerechten Zurücknahme zu wiedersetzen; — die hohen verbündeten Interessenten, ließen ihre mit so viel Würde und Kaltblütigkeit genommenen Maßregeln durch den Nachdruck ihrer Truppen unterstützen, und so sahen denn die Pariser endlich ein, daß das Faire une bonne mine au mauvais jeu — das Klügste für sie sey.

Das preußische Gouvernement wendete zuerst ein probates Mittel an, den Bemühungen

der Chikane und den Versuchen zu Unterschleifen auf eine kräftige Art zu begegnen. Als Herr Denon bey der Nachfrage um einige vorzügliche, aus den königlichen Schlössern zu Potsdam und Berlin geraubten Kunstwerke, abermahls versicherte, daß dieselben nicht mehr vorhanden seyn, und er überhaupt von ihnen gar nichts wisse, erschienen am folgenden Tage in dem Hause desselben 25 Mann von der preußischen Garde mit Quartierbillets, legten ihre Waffen und Tornister im Sale ab, ließen sich brav zu Essen und Trinken geben, vertrieben sich sodann die Zeit mit Tobakrauchen und verlangten am nächsten Morgen jeder 3 Franken. Eine Stunde später machte Herr Denon geschwind die Anzeige, daß sich die verlangten Gemälde endlich doch vorgefunden haben, man nahm dieselben in Empfang, und befreyte Herr Denon zugleich mit Entschuldigungen eines Mißverständnißes von seiner lästigen Einquartierung. Auf den Nahmen dieses Mannes, der jetzt von Könige seine Entlassung begehrt und erhalten hat, las man bald darauf in einigen deutschen Zeitungen folgendes Sinngedicht:

Sein zähes Wiederstreben,
Den Kunstraub herzugeben,
Kanns zu verwundern seyn?
Er heißt ja Herr von Nein.

Außer den zurück gegebenen Gemälden, Bildsäulen und andern Kunstsachen, verlor Frankreich noch viele andere durch Verkauf; die drey Souveraine haben insgesammt für ungefähr 3 Millionen Franken gekauft. Die preußische Regierung bestand darauf, die Gallerie zu Malmaison sollte ausgeliefert werden, allein der Kaiser von Rußland nahm sie so kräftig in Schutz, daß nichts davon weggekommen ist. Von dem Intendanten der Erben der Kaiserinn Josephine, sind auch sehr kostbare Stücke ausgeboten worden. Kaiserlich hat Alexander ein großes Gemälde von Paul Potter, die pißende Kuh, mit 190,000 Franken bezahlt. Preußen hat manches schöne Stück aus der Gallerie des Herrn Bonnemaison gekauft, wodurch es nun auch ein Museum bekommen wird. Die Engeländer kauften auch, aber nur auf ihre orginelle Art. So haben sie einen, Lehnstuhl Buonopartens worauf seine Stiche mit dem Federmesser zu sehen sind, für 100 Louisdo'rs zu Malmaison gekauft. Da dieß die Erben merkten, so setzten sie natürlich Alles, was Buonaparten angehört hat, zu ungeheuren Preisen an. Für ein kleines Gemälde, Buonopartens aus Egypten kommendes Schiff vorstellend, das im Rathssale hing, sind einem

Engländer 3000 Franken abgefordert worden, obschon es vielleicht nur 50 Franken werth ist.

In Josephinens Bibliothek befanden sich lateinische Werke von dem größten Werthe. Das Kostbarste derselben, einzig in seiner Art, ist die berühmte Sammlung der Liliocеen mit den Original-Zeichnungen von Redouté, auf Velinpapier. Josephine hatte dieses Werk 84000 Franken gekostet: und jetzt soll ein reicher Engländer 36000 Franken dafür geboten haben. Ein nicht weniger interessantes Werk sind die Proben und Zeichnungen zu der Reise nach Aegypten, welche Buonaparte vorgelegt werden sollten, damit er die nothwendigen Anordnungen und Verbesserungen mit denselben vornehmen könnte. Mehrere Blätter sind bereits von seiner Hand mit Bleyfeder corigirt. Dieser Band ist für 100 Louisdor ausgeboten.

Bey der Abnahme der venetianischen Pferde von den Triumphbögen der Tuillerien, bezeugten einige Anwesende den Wunsch, auf den Triumphbogen hinauf zu steigen, und als dieses gewährt wurde, so war bald der obere Raum des Triumphbogens mit

Zuschauern bedeckt, vorzüglich mit Deutschen und Engländern. Der als Verfasser des deutschen Volksthums bekannte Dr. Jahn, Professor der Thurnkunst zu Berlin, bestieg den, seiner Rosse schon entblößten Siegeswagen und hielt von dieser Rednerbühne herab, eine freye Anrede an die Versammlung, zuletzt wandte er sich noch besonders an die Oesterreicher, und forderte sie auf, nun auch die große Säule auf den Vandomeplatze nicht mehr zu dulden. — Einige Engländer konnten sich das Vergnügen nicht versagen, sich auf die ehernen Pferde zu setzen, und so eine Weile ganz ernsthaft zu reiten. Der vergoldete Wagen an dem die Pferde gespannt waren, ist zurück geblieben, da ihn Napoleon hat machen lassen, indeß hat er einige Beschädigung erlitten, denn ein Theil der Verzierungen wurde abgeschlagen, und von den Besuchenden in kleinen Stückchen zum Andenken mitgenommen; die Kaufbegierde der Engländer brachte ein solches Stück ehernen Laubwerkes, zuletzt zu dem Preise von 4 bis 5 Guineen. — Die Franzosen, die sich durch die Wegnahme dieser Pferde besonders gekränkt fühlten, konnten Anfangs ihre Empfindungen schwer bemeistern, ein ganz gemeiner Kerl wurde so sehr vom Zorne ergriffen, daß er allein auf

eine ganze Schaar österreichischer Dragoner zulief, einen derselben anfiel und vom Pferde reißen wollte, unter heftigen Vorwürfen, daß sie sich als Freunde angekündigt hätten, und doch dergleichen ausübten. Als nach ihm gehauen wurde, wollte er zwar entfliehen, wurde aber sogleich festgenommen und in gefängliche Haft gebracht.

Biographische Skizzen,

mehrerer

durch die spätern Ereignisse in Frankreich berühmt gewordener Individuen.

I.

Madame Lätitia Buonaparte, welche sich wieder nach Italien begeben hat, ist ungefähr 69 Jahre alt, und besitzt noch Spuren jener Schönheit, welche sie einst so berühmt gemacht hat. Sie drückt sich mit etwas Schwierigkeit im Französischen aus, spricht wenig, und lebt ziemlich eingezogen. — Im Jahre 1788 bat Madame Lätitia den damahligen französischen Minister Brienne, um eine Unterstützung für ihre 8 armen, vaterlosen Waisen. Wie reich sind in der Folge diese 8 armen Waisen geworden, und wie viele tausend arme Waisen haben sie gemacht! —

2.

Der Cardinal Fesch ist geboren in Ajaccio am 3. Januar 1763. Er war in Korsika bis zum Alter von 13 Jahren erzogen, und nach dem Seminarium von Aix gesandt worden, wo er noch im Jahre 1792 war. Er hatte damahls kaum 26 Jahre, und war wie seine Neffen, ein großer Anhänger der Revolution. Man stellte ihn bey den Lebensmitteln an, wo er die Stelle eines Magazinverwalters erhielt. Indessen warf er sich bald in die geistliche Laufbahn, worin er, durch die Ueberlegenheit seines Neffen empor kam. Er wurde im Jahre 1803, durch Pius VII. zum Cardinal ernannt, war seitdem Gesandter in Rom, Großalmosenpfleger von Frankreich, und Erzbischof von Lyon. Lebt gegenwärtig in Rom.

3.

Die ganze Familie Buonaparte, in das Verbannungsedikt verwickelt, welches Napoleon aus Korsika entfernte, war zu Marseille angekommen, um sich daselbst nieder zu lassen. Dieß war im Augenblicke, wo Toulon öffentlich die Standarte des Aufruhrs aufgesteckt hatte. Nie war ein Umstand günstiger für Officiere ohne Anstellung. Salicetti, der ein wahr=

haftes Interesse an der Familie Buonaparte nahm, benutzte den Augenblick, stellte Napoleon, Barras vor, und ließ ihn in die Artillerie eintreten. Herr Chauvet, Commissär = Ordonnateur nahm Joseph zu sich, stellte ihn in seinem Bureau an, und ließ ihn bald als Kriegscommissär ernennen. Joseph hatte Anstand und Annehmlichkeit des Umgangs; er war mit Sorgfalt bey einem seiner Oheime, einem Kanonikus in Toskana erzogen worden, war der Pathe des General Paoli, und hatte in Korsika die Verrichtungen eines General=Departementssecretärs gemacht. Lebet gegenwärtig mit seinen spanischen Schätzen in den nordamerikanischen Freystaaten. — Ludwig war Unterofficier in einem korsischen Regimente. Für Lucian war auch gesorgt worden. Als bloßer Magazinverwalter zu St. Maximin, erschien er oft auf der Rednerbühne der populären Gesellschaft. Eines Tages als er mit Wärme von Gleichheit*) gesprochen hatte, sagte ihm der Gast=

*) Dieses Wort erinnert mich allemahl an eine Anekdote, die vielleicht manchen Leser ergötzen dürfte. Bey der ersten Besatzung einer der vornehmsten deutschen Städte am Rhein durch die Franzosen im Anfange der Revolution, wurde von dem commandirenden General der gesammten Bürger=

wirth bey welchem er wohnte: du bist der Liebhaber meiner Tochter, und das bringt ihr Nachtheil. Du bist ein ehrlicher Mann, und darfst nicht zögern. Wenn wir alle gleich sind, warum heirathest du sie nicht?" Lucian war bey dieser Rede etwas verblüfft, allein er mußte seinen Ruf behaupten. Er nahm des guten Wirths Hand, drückte sie lebhaft und sagte: „Gut, ich heirathe deine Tochter." Napoleon und Joseph waren Anfangs untröstlich über diese Heirath, allein Lucian beschäftigte sich, nachdem er Kriegscommissär geworden war, mit der Erziehung seiner

---

schaft ein glänzendes Fest gegeben, ein Freyheitsbaum errichtet, um denselben getanzt und gerufen: „Brüderschaft und Gleichheit!" Am folgendem Tage berief der General den Magistrat, und verlangte eine unerschwingliche Contribution. Bestürzt über den schnellen Wechsel, erwähnten einige Glieder der gestrigen liberalen Behandlung, und äußerten die Hoffnung als Brüder, als Gleichbürtige, nicht als Feinde behandelt zu werden. Der General aber meinte: Schon gestern sey ihnen das heutige Schicksal deutlich vor und von ihnen willig nachgesprochen worden! es sey nähmlich ein Mahl über das andre der Aufruf erschollen: „Brüder schafft, und gleich heut."

Frau, und sie gelang ihm. Man hat sie in Paris und seitdem in England und Rom, mit vielem Anstande die Honeurs in dem Hause ihres Gemahls, des Fürsten von Canino machen gesehen.

4.

Marschall Ney, geboren zu Sarlouis 1769, hat sehr früh Dienste unter dem Husarenregimente General Obrist genommen, und sehr schnell alle subalternen Grade durchlaufen. Er hat alle Feldzüge der Revolution in Italien, Spanien, Deutschland und Rußland mitgemacht, und war im Jahre 1802 als bevollmächtigter Minister in der Schweiz. Er hat in den letzten Ereignissen an der Spitze des Armeecorps, welches ihm der König zu befehligen gab, sich bey Auxonne zu Buonaparte geschlagen, wurde später von der Pairskammer zum Tode verurtheilt und am 7. December 1815 erschossen.

5.

Labadoyere, gehört einer ausgezeichneten Familie des südlichen Frankreichs zu. Als Ludwigsritter unter dem Könige, und Oberst eines Cavallerieregiments, gieng er an des Letztern Spitze, vorwärts von Grenoble, zu Napoleon

über. Wurde im August 1815 von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, und erschossen.

6.

La Valette, geboren zu Paris und Adjutant von Buonaparte, der ihn in der Folge an die einzige Tochter Franz Beauharnois, Josephinens Schwager verheirathet hat. Anfänglich Commissär, seitdem General-Postdirector, wurde im J. 1800 Staatsrath. War in Paris verhaftet und ist durch Verkleidung aus seinem Gefängnisse entwichen.

7.

Marschall Soult, diente anfänglich als Unterofficier in einem Infanterieregimente. Nachdem er sich im Anfange der Revolution in einem Bataillon Freywilliger des Oberrheins hatte anwerben lassen, wurde er Adjutant-Major, und verdankte seinen Anlagen die vorzüglichen Stellen, welche er in der Folge bekleidete. Er war Kriegs-Minister im Augenblicke der Rückkehr Buonapartes in Frankreich. Ist verwiesen.

8.

Bertrand. Man weiß, daß dieser General, Buonaparte nach der Insel Elba begleitet hatte, mit ihm nach Frankreich zurückgekommen und ihm neuerdiugs mit seiner ganzen Familie nach Helena gefolgt ist.

9.

Vandamme, ist aus dem Norddepartement gebürtig, wo er seine ersten Militärdienste that, er diente seitdem in Deutschland und Rußland, und wurde in Böhmen zum Gefangenen gemacht. Im letzten Feldzug befehligte er eine Abtheilung der Nordarmee, und ist jetzt aus Frankreich verwiesen.

10.

Gylly, ist der General, der die Capitulation des Herzogs von Angouleme unterzeichnete, er befehligte ein Armeecorps in der Gegend von Nimes. Ist von der von Ludwig XVIII. bewilligten Amnestie ausgeschlossen, und wird vor Gericht gezogen; eben so folgende:

11.

Clauzel, im Jahre 1795 Adjutant des General Perignon, war unter den Befehlen des General Leclerc zu St. Domingo und befehligte zuletzt zu Bordeaux. Befindet sich in Nordamerika.

12.

Gruchy, Unterlieutenant unter der Leibwache des Königs vor der Revolution, Oberst des Regiments von Condé, dann Divisionsgeneral, verwundet, und zu Novi gefangen genommen.

13.

Mouton-Duvernet, war im Augenblick des Eindringens der Oesterreicher, Gouverneur von Lyon.

14.

Savary, Herzog von Rovigo, Sohn eines Majors aus dem Schlosse Sedan, Adjutant der Generale Ferino und Dessaix; er folgte diesem Letztern nach Aegypten, kam mit ihm nach Frankreich zurück, und war an seiner Seite,

als er bey Marengo den tödlichen Schuß erhielt, er benachrichtigte hievon Buonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm. Er wurde mit verschiedenen diplomatischen Sendungen beauftragt, und war General-Polizey-Minister bis zum Jahre 1814.

15. und 16.

Die beyden Brüder Lallemand (Henri und Charles) dienten im Geniecorps, folgten Buonaparten, als dieser nach Helena gebracht wurde nach England, und wurden von dort nach Maltha in Verwahrung gebracht.

17.

Lefevre-Desnouettes, Oberst des 18. Dragoner-Regiments; er zeichnete sich bey der Schlacht von Austerlitz aus, wurde Commandant der Ehrenlegion und zum Divisions-General ernannt. Bey der leipziger Schlacht befehligte er ein Armeecorps.

Folgende sind aus Frankreich verwiesen:

18.

Carnot, Sohn eines Advocaten aus Nolay in Burgund, geboren 1753, kam frühzeitig zum Geniecorps, erwarb sich daselbst ausgebreitete Kenntnisse und kam durch den Schutz des Prinzen Condé empor. Als Capitän wurde er im Augenblicke der Revolution zum Nationalconvent berufen, wurde Mitglied des Heilausschußes und Director 1795. In die Verbannung des 18. Fruktidor verwickelt, wich er der Deportation nach Cayenne aus, indem er sich nach Deutschland flüchtete, wo er mehrere Schriften herausgab. Nach dem 18. Brümaire wurde Carnot nach Frankreich zurückberufen, und zum Revueinspector ernannt; war Kriegsminister 1800, Tribun 1802. In dieser Eigenschaft erhob er allein, sich gegen den Vorschlag Napoleon zum Kaiser zu erklären. In den letzten Zeiten war Carnot mit dem Commando des Platzes Antwerpen beauftragt; war Minister des Innern seit der Zurückkunft Buonapartes, und Mitglied der provisorischen Regierung seit seiner Abdankung.

19.

Exelmans, General der Cavallerie. Er wurde durch den Marschall Soult, wegen seines Briefes an den damahligen König von Neapel, Joachim Murat, angeklagt. Er befehligte in der Schlacht bey Mont St. Jean ein Corps leichter Cavallerie.

20.

Maret, Herzog von Bassano, geboren in Dijon 1758, war mit diplomatischen Sendungen an verschiedene Höfe von Europa beauftragt, wurde 1793 nebst Senarville in Graubündten verhaftet, war gefangen in Küstrin, wurde 1795 gegen die Tochter Ludwig XVI. ausgewechselt, war Friedensunterhändler in Lille mit Lord Málmesbury, Generalsecretär des Consulats, einer der französischen Commissäre am Preßburger Congreß, und zuletzt Minister der auswärtigen Verhältnisse.

21.

Lepelletier, (Felix) Bruder jenes Lepelletier St. Fargeau, der 1793 im Palaisrayal gemeuchelmordet wurde. In die Faktion Ba-

beufs verwickelt, durch den Obergerichtshof in Vendome freygesprochen, nach dem 18. Brümaire deportirt, lange auf der Insel Rhé angehalten und eingesperrt. Er war Mitglied der letzten Deputirtenkammer, und hatte vorgeschlagen, Napoleon zum Retter des Vaterlandes zu erklären.

22.

Harrel, einer der Redakteurs des allgemeinen Journals von Frankreich, wurde später zum Präfecten des Landes-Departements ernannt.

23.

Barrere, gebürtig von Tarbes, Advokat in Toulouse, und Deputirter im Jahr 1789 bey den Generalstaaten. Als Mitglied des Heilsausschußes unter dem Nationalconvente, ließ er wenig Sitzungen vorbeygehen, ohne die Rednerbühne zu besteigen; wenig Decrete wurden gegeben, auf denen sein Nahme nicht gestanden hätte. Man kann die Zahl der Berichte, wenigstens auf 200 anschlagen, welche er über die Armeen, politische Gegenstände und die Finanzen gemacht hat. Im Jahre 1795 wurde er in Anklagsstand versetzt, und zur Deportation nach Cayenne verurtheilt; er entkam zwar durch einen glücklichen

Zufall, allein er blieb in einer Verbannung, welche der 18. Brumaire endete. Seit dieser Zeit hat Barrere ein Blatt unter dem Titel: Antibrittannisches Memorial, eine Uebersetzung der Abendstunden Tassos, der Nachtgedanken Youngs, und von Montesquiou's Bildnisse geschrieben. Er beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten, als Buonapartes Zurückkunft nach Frankreich ihn in den gesetzgebenden Körper zurückrief.

24.

Boulay (von der Meurthe), Advocat zu Nancy, zur Zeit der Revolution, Deputirter im Rath der Fünfhunderte, Mitglied des Staatsraths 1800, und Commandant der Ehrenlegion.

25.

Thibaudeau, anfänglich Advocat in Poitiers, Deputirter im Nationalconvent, Präfect der Gironde, nach dem 18. Brumaire und seitdem Staatsrath.

26.

Mehée, Wundarzt, vormahls unter dem Nahmen des Ritters de la Touche bekannt. Er

wohnte lange in Polen, wo er die Warschauer-Zeitung schrieb. Er lebte vertraut mit Talien, Verfasser des Journals der Patrioten von 89 und des Journals der feinen Menschen, endlich wurde er nach der Insel Oleron verwiesen, wo er im Jahr 1803 entwischte, um sich nach England zu flüchten.

27.

Baron von Pommereuil, gebürtig von Fougeres in Bretagne; er diente in der Artillerie vor der Revolution, deren Grundsätze er sich eigen machte. Er war Präfect mehrerer Departemente, und wurde endlich Generaldirector des Buchhandels. Er hat mehrere Werke und einige Uebersetzungen geschrieben.

Miscellen.

Die weiße Frau.*)

Die Sage von der weißen Frau ist allbekannt: Weniger die Sage, die 1806 im preußischen Heere allgemein erzählt ward. An einem Tage vor dem Gefecht, in welchem Prinz Ludwig Ferdinand bey Saalfeld fiel — zog, bey ungünstigen, regnichtem Wetter ein Theil des Heeres auf der Landstraße entlang, und sah nicht weit vom Wege eine weibliche, traurig und tief gebückt sitzende Gestalt in leuchtenden und hellen weißem Gewande. Schon war ein beträchtlicher Theil vorüber gezogen, als ein Officier aus der Reihe sprengte — da der Blick Aller auf sie gewendet

*) Fouque hat in seinem Alwin von dieser Erzählung einen geschickten Gebrauch gemacht.

war — an sie hinritt und fragte: wer sie sey, und was sie hier wolle? die gebückte Gestalt richtete sich nicht auf, antwortete auch nicht, sondern saß tief verhüllt, schweigend vor sich hin. Ein Grausen ergriff den kühnen Reiter; er warf sein Pferd herum und sprengte fort. Keiner wagte mehr die Verschleyerte zu fragen, ahnungsschwer eilten sie in die verhängnißvolle Schlacht.

Noch weit merkwürdiger ist durch ihre Umstände
die Erscheinung der verstorbenen Königinn Ulrika von Schweden und der Gräfinn Steenbock.

Diese Erscheinung, welche wir hier kurz mittheilen, hat sich bey hellem Tage begeben, und ist durch die Aussage vieler, sehr aufgeklärter Zeugen bestätigt worden, deren Inhalt in dem Stockholmer Reichsarchiv aufbewahrt wird. Als nähmlich die Königinn Ulrika von Schweden verstorben war, wurde, wie bey königlichen Leichen gebräuchlich, der Körper der Entseelten in einem offenen Sarge, in einem schwarz ausgeschlagenen, und mit vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer, auf einem erhabenen Katafalk

ausgestellt, und ein Detachement der königlichen Leibgarde hielt in dem Vorzimmer die Trauerwache. An einem Nachmittage fuhr der Wagen der ersten Pallastdame und Favoritinn der verstorbenen Königinn, Gräfinn Steenbock aus Stockholm vor, und der Befehlshaber der Wache gieng ihr entgegen, und führte sie aus dem Wagen in das Trauergemach, dessen Thüren sie hinter sich verschloß. Das tiefe Schweigen der Gräfinn wurde der Lebhaftigkeit des Schmerzes zugeschrieben, und die Officiere der Wache ließen sie eine geraume Zeit in dem Leichenzimmer allein, um nicht durch ihre Gegenwart die freyen Aeußerungen desselben zu stören. Als aber ihre Rückkehr aus demselben sich immer mehr und mehr verzögerte, befürchteten sie, daß ihr ein Unfall zugestossen sey, und der Capitän der Garde eröffnete die Thüre, stürzte aber bald darauf äußerst bestürzt zurück. Nun eilten alle anwesenden Officiere herbey, und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thüre, die verstorbene Königinn aufrecht in ihrem Sarge stehend und die Gräfinn Steenbock innig umarmend. Die Erscheinung schien zu schweben, und lösete sich bald darauf in einem dichten Rauch oder Nebel auf. Als dieser sich verzogen hatte, lag der Leichnam der Königinn ruhig in der vorigen Stellung auf dem Paradebette, allein die Gräfinn Steenbock war nir-

gends zu finden. Vergebens durchsuchte man das Gemach und die anstoßenden Zimmer, und in der Meinung, sie sey bereits weggefahren, eilten einige herab, um nach dem Wagen zu sehen. Aber auch dieser war mit Pferden, Kutschen und Bedienten nirgends mehr zu finden. Nun sendete man schleunig einen Courier mit der Nachricht dieser außerordentlichen Begebenheit nach Stockholm, und erfuhr daselbst: — daß die Gräfinn Steenbock nicht die Hauptstadt verlassen habe, und in dem Augenblick gestorben sey, in welchem man sie in den Armen der verstorbenen Königinn erblickte. Ueber diese Thatsache ist ein ausserordentliches Protokoll aufgenommen und von allen Gegenwärtigen unterschrieben worden; bey demselben soll sich noch eine besondere Aussage des Capitäns über ein wichtiges Geheimniß, welches ihm die Verstorbene bey seinem ersten Eintritt ins Zimmer vertraut, befinden. So weit geht die Erzählung, deren Gehalt wir dem Urtheile unserer Leser zur Prüfung überlassen, denn wenn gleich unwiederlegbare Thatsachen, die sich besonders im Reiche der Sympathien, Ahnungen, und selbst im Gebiethe des natürlichen und magnetischen Sommnambulismus, besonders in seiner erhöhten Potenz dem Doppelschlafe, kund thaten, die Möglichkeit solcher Erscheinungen, zu beweisen scheinen,

so ist doch die Gewalt der Phantasie, der Trug optischer Täuschungen zu groß, um alle Zweifel an der Wirklichkeit dieser Erscheinungen zu beseitigen.

Eine seltene Erscheinung, die zu einem gewissen Aberglauben führen könnte, ist folgendes Factum: Ein großer schwarzer Goldadler horstete vor 21 Jahren auf einer Felserhöhung im Walde bey Koblenz. Man nahm ihm sein Junges und er zog fort. Jetzt im April des Jahrs 1815, als eben zu Koblenz das königlich preußische Besitznahmspatent wegen der Rheinprovinzen angekommen war, bemerkte man mit Staunen, daß ein solcher schwarzer Goldadler, wie er Preußen zum Wappen dient, sich wieder auf demselben Felsen anbaue, er horstet dort friedlich nach 21 Jahren wieder, und ein Junges preußisches Wappen sieht herab vom hohen Horst. Sein damahliges Junges ist in der Menagerie zu Paris; das Jetzige wird wohl nicht dahin kommen.

Am 18. Junius, am Tage der Befreyungsschlacht, stand gegen Abend, und in dem Au=

genblicke, wo die Entscheidung furchtbar schwankend sich auf die Seite des Feindes zu neigen schien, bey Ligny ein Regenbogen am Himmel.

Ein preußischer Officier wurde bey seiner Ankunft zu Paris in der Vorstadt St. Germain zu einer vornehmen Frau einquartirt. Es wurde ihm ein artiges Zimmer angewiesen, allein die Bewohnerinn mußte ihm ihr eigenes Zimmer überlassen, der Koch die besten Speisen, und der Kellermeister die vortrefflichsten Weine auftragen. Nach Tische verlangte er die Hausfrau zu sprechen. „Ohne Zweifel, sagte der Officier, sehen sie mein Benehmen für ehr unschicklich an, und halten mich für sehr roh?“— „Ich hätte mehr Achtung von einen Officier erwartet,“ erwiederte die Frau. — „Sie haben ganz Recht, sagte der Preuße, allein ich wollte ihnen nur zeigen, wie sich ihr Sohn 6 Monathe lang in meinem Hause zu Berlin aufführte. Doch werde ich sein böses Beyspiel nicht nachahmen. Sie nehmen morgen Ihr Zimmer wieder ein, und ich will Quartier in einem Gasthause suchen.“

Napoleons-Gestirn.

Gegen diesen Unterdrücker der deutschen Freyheit, Litteratur und Litteraten, waren doch einige deutsche Gelehrte so kriechend, daß sie ihm zu Ehren ein: „Napoleons-Gestirn" statuirten. Wodurch, durch welches Verdienst um Europa, um Deutschland, um Litteratur und um Litteraten, hat der bis zu den Sternen erhobene und unter die Sterne versetzte Tyrann sich einer solchen Ehre würdig gemacht? Er, der den Nahmen des Großen, sich schon bey Lebzeiten beylegen ließ, und sich dadurch geschmeichelt fühlte! Wird wohl künftig der Ausdruck: Napoleons-Gestirn beybehalten werden?

Treuherziger Brief.

Oeffentliche Blätter enthielten vor einiger Zeit folgenden Brief, der wirklich und wörtlich also an den Feldmarschall Blücher geschrieben wurde, wie er hier abgedruckt erscheint. In einem guten Holzschnitt drückt er das vertrauliche Verhältniß treffend aus, in das sich zu seinem alten geliebten Feldherrn das Volk versetzt, und darum haben wir ihn zur Ergöz-

lichkeit der Leser aufgenommen, die an seiner Treuherzigkeit sicher ihren Gefallen finden.

Allerunüberwindlichster Feldmarschall!
General, Herr General Vorwärts Excellenz!
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Ew. Excellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt liebster Herr Blücher Excellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinem Traugott bey den Gardejägern, er kennt Ew. Excellenz Vorwärts genau und gut; schon zweymahl hab ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Excellenz demüthigst, korrigiren Sie die Kerls doch einmahl, aber nach alter preußischer Manier; Sie verstehn schon wie ichs meine; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Excellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken, deshalb habe ich es Ihnen geschrieben, denn ich weiß schon, daß

mit dem Alten nicht viel zu spassen ist. Ew. Excellenz unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwerthester Herr Blücher ich verbleibe Ihr unterthänigster Schornsteinfeger Keller zu Schweidnitz. 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich ihm unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adjeu.

Die Bettler zu Paris sind jetzt auf ganz andere Mittel gefallen, als sie sonst anwandten. Früher war ein hölzernes Bein, eine gelähmte Hand, oder eine andere, wirkliche oder erkünstelte Verstümmelung hinreichend, um das Mitleid rege zu machen. Gegen diese Erscheinungen ist man wahrscheinlich jetzt, nach so vielen blutigen Kriegen, welche Krüpel zu Tausenden hervor brachten, gleichgültig geworden. Ein Bettler der jetzt sein Glück machen will, muß daher das Ansehen eines Unglücklichen von Stande annehmen! Seidene Strümpfe, zierlich gepudertes Haar, ein goldener Knopf, silberne Schnallen, sind jetzt ein nothwendiges Erforderniß zur Ausrüstung eines Bettlers. Wer die Auslagen dazu nicht machen kann, wird wenig verdienen.

Als die Franzosen im Jahr 1803 so ungerechter Weise ins Hannöverische eindrangen, war mit einemmahl in Horstadt, das, an einem hohen und starken eisernen Pfahle hängende und mit eisernen Ringen daran befestigte Zollschild, mit den geschlungenen Buchstaben G. R. des Nachts heimlich entwendet, und am Pfahle standen die Worte: Ist die Gefahr vorüber, so komm ich wieder, mit Kreide geschrieben, die noch lange Zeit daran gestanden haben. Sobald Hamburg von den Franzosen befreyt, war dieses nähmliche Zollschild, ganz unbeschädigt, in einer Nacht an den Pfahl wieder aufgehangen und befestigt, und es ist bis jetzt nicht bekannt geworden, welcher patriotische Landmann bey den häufigen Visitationen der Gensdarmen nach verdächtigen Sachen, solches, länger als zehn Jahre, sorgfältig verborgen gehalten und aufbewahrt hat.

In Paris war die Abschrift eines drolligen Briefs von einem französischen Lieutenant an den Kriegsminister, Herzog von Feltre in Umlauf, der Verfasser sagt: Unter Buonaparte waren Sie Minister, ich Lieutenant; als der König kam, verloren Sie Ihre Stelle, ich die meinige; bey der Rückkehr Napoleons dienten sie nicht, ich

auch nicht; Sie sind nicht ein Mann mit zwey Gesichtern, ich auch nicht; Sie schwuren dem Könige Treue, ich gleichfalls. Sie hielten Ihren Eid, ich den meinigen. Ohne daß wir je mit einander Rücksprache genommen haben, waren wir stets eins in unsern Grundsätzen und Handlungen, wir sollten es daher auch in unsern Schicksalen seyn. Nun sind Sie aber Minister, und ich bin Nichts: das ist Unrecht!" — Hoffentlich wird der Herr Minister nun aus seinem Seitenstücke auch Etwas gemacht haben.

Das betrunkene Regiment.

„Oft mußten wir, erzählt ein preußischer Infanterist, in Frankreich große Noth leiden, da wir die Dörfer und kleinen Städte gewöhnlich leer und nichts zu leben fanden. Bisweilen glückte es uns indessen, verborgene Magazine zu entdecken, und diese giengen allemahl rein auf. Einst hatten wir — irre ich nicht, so war es in der Gegend von Laon — mit vieler Mühe etwas Brod aufgetrieben, aber an einem Trunke fehlte es völlig. Durch einen sonderbaren Zufall gerieth einer unserer Leute auf den Gedanken, unter einer Windmühle, um welche das

Erdreich ziemlich locker zu seyn schien, eine Schatzgräberey anzustellen. Er entdeckte bald ein großes Lager von Weinflaschen, die mit Champagner gefüllt, und hier sehr übel aufbewahrt waren. Der Vorrath war ungeheuer, und wir gruben dann in einem weiten Umfange dicht an einander geschichtet, nicht weniger als 12,000 Stück aus. Davon blieb dem geizigen Eigenthümer nicht eine.

Alles fiel darüber, als über ein Gemeingut her, und nahm so viel als jeder erhalten konnte. Nun ging es an ein Zechen, und da wir mit dem Oeffnen der festverpichten Flaschen ohne Korkzieher nicht umzugehen wußten, so lernten wir bald die Hälse mit seltener Geschicklichkeit abschlagen. Sonderbar genug sah es aus, als der brausende Champagner auf allen Gesichtern mousirte, und sie mit Schaum bedeckte. Die Wirkung konnte nicht fehlen. Jeder hatte mehrere, viele von uns ein halbes Dutzend Flaschen erhalten. Schon ziemlich erleuchtet, brachen wir aus unsern Bivouaque auf und traten einen der lustigsten Märsche an, die jemahls gemacht worden sind. Unaufhörlich wurden den noch vorhandenen Flaschen die Hälse gebrochen, und mehrere Meilen war die Straße damit bedeckt. Von unserem ganzen Regimente war auch nicht einer, der nicht tüchtig berauscht gewesen wäre. Sicher

ist dieß der erste und vielleicht einzige Fall, daß ein ganzes Regiment sich im Champagnerwein total betrunken hat. Wir hatten die Avantgarde, und die Armee folgte am andern Tage. Welchen Weg wir genommen, brauchten sie nirgends zu fragen, wir hatten ihnen der Wegweiser zu Tausenden hinterlassen, um deren Inhalt sie uns freylich sehr beneiden mochten. Da wir späterhin retiriren mußten, und diese Gegend wieder durchzogen, waren die Bauern, die entsetzlich über den verlornen Schatz aufgebracht wurden, verwegen genug, die gesammelten leeren Flaschen von den Höhen herunter, uns auf den Rücken zu werfen."

Zum Vergnügen berechnete Jemand die ungeheure Weinmasse, die die alliirten Heere, seitdem sie in Frankreich stehen, getrunken haben, auf folgende Weise: Es ist zuverlässig, daß, wenn man alle auf französischem Boden stehende Truppen, und die zu denselben gehörigen nöthigen, oder nicht nöthigen Nebenpersonen rechnet, man eine Anzahl von Einer Million Menschen annehmen kann. Rechnet man auf einen derselben, im Durchschnitte täglich zwey Bouteillen, welches nicht übertrieben ist, wenn man die Trinklust unserer Leute, und die durch Zufall

oder Bosheit zu Grunde gerichteten Weinfässer berücksichtiget und aufzählt — und multiplicirt man diese mit der Zahl 150, als so viele Tage nähmlich die Alliirten in Frankreich gestanden haben, so kommt das runde Sümmchen von 300 Millionen Bouteillen, oder ungefähr 4 Millionen Nürnberger Eimer, als Quotient zum Vorschein. Um diese Quantität von der Stelle zu schaffen, wäre eine Million zweyspänniger Wagen (freylich nur mit mäßiger Last) erforderlich, welche, einer an dem andern fahrend, eine ununterbrochene Wagenreihe von Paris bis Königsberg an der Ostsee bilden würden. Wollte man sich aber die Mühe geben, mit diesen 300 Millionen Bouteillen eine gerade Linie zu formiren, das heißt, eine hart an die andere zu stellen, so würde diese Linie so lang als der Aequator und der mittlere Durchmesser der Erde zusammen genommen, oder was eines ist, sie würde so lang werden, als ein Faden, den man u m, und d u r ch die Erde, von Nordpol bis zum Südpol zöge. Wäre es endlich möglich, daß eine solche flüßige Weinmaße plötzlich vom Himmel herab, und auf Champagne's Ebenen gestürzt werden könnte, so würden diese und die angrenzenden Departemente, eine zweyte Sündfluth erleben.

Die Maße der Reklamationen, welche Frankreich zu bezahlen hat, gibt man auf 472 Millionen an, die einem, von dem preußischen Staatsminister von Altenstein vorgelegten Entwurfe zu Folge, in 3 Abtheilungen zerfallen: 1. die Cautionen, welche in den ehemahls von Frankreich besetzten Ländern geleistet wurden; 2. die auf Contracte sich gründenden Käufe; 3. die gegen Bons gemachten Requisitionen. England und Preußen dringen darauf, daß jährlich 60 Millionen auf diese Reklamationen von Frankreich bezahlt werden sollen.

Nachfolgender Vertheilungstabelle der, von der großen Contribution von 700 Millionen Franken, für die der Allianz gegen Frankreich beygetretenen Staaten, bestimmten Summen, werden 425 Franken $29\frac{15621}{13512}$ Cent. auf den Mann des Contingents gerechnet.

Nahmen der beygetretenen Staaten.	Contingent derselben.	Antheil an der Contribution.	
	Mann.	Frank.	Cent.
Bayern	60000	25,517,798	66½
Niederlande	50000	21,264,832	22½
Würtemberg	20000	8,505,9 2	88½
Baden	16000	6,804,746	31½
Sachsen	16000	6,804,746	31½
Sardinien	15000	6,379,449	66½
Hessen=Kassel	12000	5,103,559	73½

	Mann.	Frank.	Cent.
Hannover	10000	4,252,966	44
Hessen = Darmstadt	8000	3,402,373	15½
Mecklenb. Schwerin	3800	1,616,127	34½
Nassau	3000	1,275,889	93½
Braunschweig	3000	1,275,889	93½
Hanseestädte	3000	1,275,889	93½
Sachsen = Gotha	2200	935,652	61½
Sachsen = Weimar	1600	680,474	63½
Anhalt	1600	680,474	63½
Oldenburg	1600	680,474	63½
Schwarzburg	1300	552,885	69½
Lippe	1300	552,885	69½
Reuß	900	322,766	97½
Mecklenb. Strelitz	800	340,237	31½
Sachsen = Coburg	800	340,237	31½
Waldeck	800	340,237	31½
Frankfurt	750	318,972	48½
Sachsen = Meinungen	600	255,177	98½
Sachsen=Hildburghaus.	400	170,118	66
Hohenzoll. Sigmaring.	386	164,164	50½
Hohenzoll. Hechingen	194	82,507	54½
Lichtenstein	100	42,529	66½
	235,130 M.	100,000,000 Fr.	

Anekdoten zur Zeitgeschichte.

Von Regnault de St. Jean d'Angely sagt man, er sey nach Nordamerika abgesegelt, um am Sclavensee eine Colonie zu gründen, und von gewissen Andern, sie schickten sich zu einer Reise nach den Diebsinseln an.

Als vor dem letzten Einzuge der Verbündeten zu Paris, Jemand fragte, wo Se. Majestät der Kaiser von Rußland logiren würde? war die Antwort: Dans la plaine des Vertus, a l'hotel de la Magnanimité; (in der Ebene des vertus — der Tugenden; im Hotel der Großmuth).

Hören Sie nur sagte ein stattlicher Herr in der Dresdner Blokadezeit, hören Sie nur das entsetzliche Plafond-Feuer! Er wollte wahrscheinlich Peloton-Feuer sagen.

Als davon die Rede war, Napoleon habe bey seinem Wiedererscheinen in Frankreich ver-

sprochen, die droits reunis abzuschaffen, bemerkte Einer in seiner Einfalt: „schon gut, er wird dafür quatre reunis einführen."

Einem Hartgläubigen, der über die von den verbündeten Heeren bey la belle alliance erfochtenen glänzenden Siege stets die Achsel zuckte, versetzte Jemand: „Ey was soll das Achselzucken! wer wird noch zweifeln, daß Napoleon auf das Haupt geschlagen ist, da er sogar den Hut verloren hat."

Acrosticha.

Murat.

Muratum Ultio Regem Arripuit Temerarium.

Vandamme.

Vir Addictus Napoleoni, Durissimo Animo Multis Multa Eripuit.

Davoust.

Duc Atrocissimus Velut Orcus Ubique Suspiria Temsit.

Aus den sechs Buchstaben des Worts Helena lassen sich auch folgende Constructionen bilden:

Hier Erleidet Lebenslang Exkaiser Napoleon Arrest.

Oder:

Hier Entwischt Listigerweise Endlich Napoleon Auch.

Steuert Hin! Er Lauft Euch Nach Amerika.

Doch paßt darauf auch eben so gut:

Hierüber Ersinnen Langweiler Ewig Närrische Auslegungen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Murats letztes Auftreten. 1
General Porlier. 9
Gemälde von Paris 13
Ueber den Sclavenhandel. 18
Ein paar Worte über die brittischen Besitzungen in Indien. 68
Das Land Napaul. 71
Insel St. Helena. 72
Das Königreich Kandi. 74
Miszellen. 92
Scenen in Straßburg. 104
Der Herzog von Richelieu. 108
Ueber das Alter einiger deutschen Fürstenhäuser 112
Aeußerungen des Geheimrath Schmalz über den Tugendbund und politische Vereine 125

	Seite
Der Herzog von Braunschweig. . . .	147
Ueber die neuesten Begebenheiten auf dem spanisch-amerikanischen Continent.	150
Ein Wort zu seiner Zeit an das deutsche Vaterland.	158
Biographische Skizzen mehrerer, durch die spätern Ereignisse in Frankreich berühmt gewordener Individuen. .	165
Miszellen.	179
Anekdoten zur Zeitgeschichte.	195
Acrosticha.	196

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, J. W.

Rückblicke auf die neuesten Ereignisse unserer Zeit Bruchstücke politischen, historischen und statistischen Inhalts für gebildete Leser

Pesth [1816]

Res/H.misc. 11 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919553-8